Princeton University Library
32101 067515419

SCHMIDT

VIVE MONTMARTRE

LIBRARY

OF

PRINCETON UNIVERSITY

Vive Montmartre!

Aus der

Pariser

Bohême.

Von

K. E. Schmidt.

Frankfurt a. M.
Gebrüder Knauer.

VIVE MONTMARTRE!

Aus der

Pariser

Bohême.

Von

K. E. Schmidt.

Frankfurt a. M.
Gebrüder Knauer.

GEBR. KNAUER
FRANKFURT

Vive Montmartre!

Skizzen und Bilder

aus der

Pariſer Bohême.

Von

Karl Eugen Schmidt

(Verfaſſer von „Ein Streifzug in's Goldland", „Schambos Klappergäſſer" ꝛc.)

Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von Gebrüder Knauer.

Inhalt.

	Seite
Mein Quartier	1
Der Berg der Märtyrer	12
Die Mühlen des Montmartre	23
Die Place Pigalle	37
Im Café	48
Colonel Lisbonne	58
Im Cabaret artistique	68
Der Dichter der Bohême	79
Im Vorstadttheater	89
Am Grabe Heine's	99
Charlot, der Clown	107
Der Miethstermin	115
Dimitri und der Einbrecher	127
Jojo's Gartenfest	140
Die Abbaye du Cloison	152
Französische Weihnachten	164
Auf dem Lande	174

3488
.739o
.394
(RECAP) 550088

Mein Quartier.

Es lebe mein Quartier!

Nach dieſem Ausruf weiß Jeder, der Paris kennt, daß ich auf dem Montmartre wohne. Unten auf den Boulevards iſt es zwar auch ganz ſchön, aber Cylinderhüte und Glacéhandſchuhe ſind nicht nach meinem Geſchmack, und blank gewichſte Stiefel und nach der neueſten Mode geknüpfte Halsbinden verachte ich ganz und gar. Manchem gefällt vielleicht das Quartier Latin; mir iſt das laute Gebahren der milchbärtigen Studenten und ihrer Maritornen ſo zuwider wie eine leere Kanne. Die Freiheit im Umgang und Benehmen iſt eine herrliche Sache, aber ſie muß wie alles andere mit Verſtändniß und Geſchmack genoſſen werden. Im Quartier Latin kann ich zwar ebenſogut wie auf dem Montmartre mit Haar und Bart à la Abſalon, ein baskiſches Barett auf dem Kopfe, einen ſpaniſchen Mantel um die Schultern und meinetwegen Sandalen an den Füßen herumlaufen, ohne daß ein Menſch ſtehen bleibt, um mir nachzuſehen, aber bei den Studenten

handelt es sich nur um die überschäumende Jugend, deren Austoben die sonderbarsten Blasen treibt, während die Bewohner des Montmartre in ihrer großen Mehrzahl zu jenen glücklichen Sterblichen gehören, deren Seele niemals altert, und die sich trotz faltiger Stirn und grauer Haare nicht schämen, immer noch jene seligen Thorheiten zu begehen, die von verknöcherten alten Fossilen, deren Herz im regelmäßigen Alltagstakt schlägt, Jugendeseleien genannt werden.

Solche Sonntagskinder sind die Künstler in überwiegender Mehrzahl, und die wenigen Philister, die ein neckischer Kobold der Kunst in die Arme getrieben hat, gehen in dem großen Haufen verloren und müssen wenigstens äußerlich der Richtung ihrer Genossen nachgeben. Der leidige Tanz um das goldene Kalb wird in Künstlerkreisen wenigstens nicht in so alle anderen Rücksichten in den Hintergrund stellender Weise ausgeübt wie in den meisten sonstigen Gesellschaftsschichten, und man trifft hie und da einen Künstler, der wirklich und wahrhaftig die Sonne lieber hat, als eine Jahrespension, und der dem gnädigen Alexander dieselbe Antwort gegeben hätte wie Diogenes. Der griechische Weise war freilich ein Narr nach der heutigen Anschauung, indessen läßt sich über Narrheit und Vernunft viel sagen, und die Ansichten sind getheilt.

So ziemlich das Miserabelste, was einem Menschensohne passiren kann, ist als vernünftiges Lebewesen auf die Welt zu kommen und später ein sogenannter vernünftiger Mensch zu werden. Es giebt zwar Leute, die sich ob ihrer Vernunft glücklich preisen, aber mit

ihnen kann ich nicht übereinstimmen, denn die Vernunft ist eigentlich schuld an all unseren Sorgen und Plagen. In unserem Innern spielt sich ein ewiger Kampf ab zwischen Vernunft und Leidenschaft, zwischen Kopf und Herz. Verschafft uns das letztere eine recht himmelhochjauchzende Fröhlichkeit, so ist gleich der erstere, der Malefizkopf mit der ihm innewohnenden Vernunft bei der Hand, um uns hinabzuziehen vom Blumenhügel der Freude in den morastigen Sumpf der Bekümmerniß. Wenn wir recht vergnügt sein und uns unseres Daseins freuen wollen, so räumen wir vor allen Dingen unseren Seelentempel aus und schmeißen die Vernunft hinaus oder sperren sie wenigstens im hintersten, dunkelsten Winkel ein, wo wir von ihrer Existenz nichts merken, denn amare et sapere vix deo conceditur.

Aber die Vernunft hat eine elastische Natur und läßt sich nicht leicht untenhalten; sobald wir den Daumen wegnehmen, schnellt sie wieder in die Höhe, und wir kratzen uns den Kopf und sagen: „Sei doch vernünftig, Mensch, und mach keine so dummen Streiche!“ Dumme Streiche nennen wir es, wenn wir unserem Herz einmal Ferien geben, wenn wir ihm einmal gestatten, über den einschränkenden Zaun der Vernunft und öffentlichen Meinung zu klettern und sich im weiten, herrlichen Reiche der gedankenfreien Lebensfreude herumzutummeln. Es ist zum Erbarmen!

Und diese betrübenden Anschauungen entspringen lediglich der Vernunft. Heutzutage verlangt man ja sogar von der Poesie und allen anderen Künsten, sie sollten vernünftig werden, und am liebsten möchte man

der göttlichen Phantaſie gänzlich den Garaus machen, um an ihre Stelle eine ordentlich vernünftige Frauensperſon — am beſten eine aus Schweden oder Norwegen — zu ſetzen. Die Zauberpracht der ſüdlichen Sonne ſoll dem Zwielicht des Nordens weichen, und eine ganze Horde von Philoſophaſtern bemüht ſich, uns das ganze Elend und Unglück unſeres Daſeins recht handgreiflich darzuthun. Um dies Elend zu erkennen, werden wir eingeladen, unſere Vernunft zu gebrauchen. Ich denke, dies iſt die ſtärkſte Zumuthung, die man uns überhaupt machen kann. Wenn ich vernünftig ſein ſoll, nur um unglücklich zu ſein, ſo danke ich für die Vernunft und halte es mit der Narrheit. Ich möchte wohl wiſſen, wozu in aller Welt die Vernunft nützlich und nöthig iſt. Mit wie wenig Vernunft die Welt regiert wird, iſt ſattſam bekannt. Schon Salomo ſagt, auf die Vernunft komme es nicht an, ſondern Alles liege an der Zeit und am Glück. Heutzutage, wo in jedem Hauſe ein Konverſationslexikon zu finden iſt, muß einer ganz und gar dumm ſein, wenn er hingeht und nachdenkt und ſeine Vernunft abnutzt anſtatt einfach nachzuſchlagen, wenn er etwas wiſſen will.

Statt deſſen aber gehen die Dummköpfe hin und gebrauchen ihre Vernunft und ſehen ein, wie lumpig die Welt und wie wenig Grund zur Glückſeligkeit vorhanden iſt. Wenn dieſe vernünftigen Leute dann nur ihre Weisheit für ſich behielten und ihren Jammer und Weltſchmerz in ihren vier Wänden austobten, aber das thun ſie nicht, ſondern ſie ſchreiben Bücher, halten Vorleſungen und bemühen ſich nach Kräften, auch uns,

die wir unbekümmert um den trüben Kern auf der luſtigen Schale der Welt herumtanzen, zu ihrer elendmachenden Weltanſchauung zu bekehren. Dieſen Lehren zufolge wäre es am beſten, überhaupt nicht geboren zu ſein oder doch ſo ſchnell wie möglich wieder abzukratzen und dem Jammerthal Valet zu geben. Zu ſolchen miſerablen Gedanken führt die Vernunft, vor der mich ein gütiges Schickſal bewahren möge!

Das gäbe eine ſchöne Welt, wenn die Vernunft eines Tages die Herzensregungen vollſtändig beſiegte und feſſelte, ſo daß gar keine närriſchen und unvernünftigen Dinge mehr geſchähen. Die geſammte Menſchheit würde in dem zähen Sumpfe der korrekten Langweiligkeit erſticken und umkommen, und die Vernunft ſtände allein in der Welt und hätte das Nachſehen. Das wäre dem Ungethüm wohl zu gönnen, aber was mir nicht paßt, iſt, daß ſie mich vorher umbringt. Deshalb iſt es hohe Zeit, daß wir alle, die wir uns im Blumengarten der Narrheit, wenn auch nicht immer, ſo doch von Zeit zu Zeit, zu freuen geſonnen ſind, Front machen gegen dieſe Erbfeindin der Heiterkeit und ſoviel dumme Streiche begehen, wie nur möglich, um dadurch unſere Mitmenſchen, denen bekanntlich der Nachahmungstrieb angeboren iſt, auf dieſelben Bahnen zu bringen.

Nachdem ich all dies für die Narrheit und gegen die Vernunft geſchrieben, beunruhigt mich der Gedanke, der Leſer könne jetzt am Ende mein Quartier für ein großes Narrenhaus halten, und deshalb iſt es wahrſcheinlich hohe Zeit, daß ich aufhöre und ſolchem Irr-

thum vorbeuge. Die Bewohner des Montmartre ſind durchaus keine Tollhäusler, aber es ſind faſt lauter Leute, die der Freude einen gehörigen Platz im Leben eingeräumt haben und ſich dabei nicht von der ſogen. Vernunft irreführen laſſen. Der Montmartre iſt der Mittelpunkt des künſtleriſchen Lebens von Paris, damit von ganz Frankreich und in gewiſſem Sinne von der ganzen Welt, denn auf dem Gebiete der Kunſt ſind die Franzoſen noch nicht von ihrer führenden Stelle verdrängt worden. Ob der Grund für dieſe Thatſache in dem Charakter der Franzoſen zu ſuchen iſt oder in dem Umſtande, daß ſämmtliche franzöſiſche Künſtler in einer einzigen Stadt wohnen und ſomit in einem beſtändigen Wettſtreit auf der Jagd nach dem Schönen und Erhabenen ſtehen, oder weil ihnen im Louvre die herrlichſten Vorbilder der Vergangenheit den richtigen Weg zeigen, das will ich dahingeſtellt ſein laſſen, die Thatſache ſteht für mich feſt, daß die Muſen in unſerem Zeitalter ihren Wohnſitz in Paris aufgeſchlagen haben, und zwar ſelbſtverſtändlich auf dem Montmartre, in meinem Quartier.

Jedes dritte Haus in meinem Quartier iſt ein Atelier und die ganze Einwohnerſchaft beſteht aus Malern, Bildhauern, Schriftſtellern und derlei Drohnen der menſchlichen Geſellſchaft. Nicht nur aus allen Theilen Frankreichs kommen die Künſtler aller Gattungen nach dem Montmartre zuſammengeſtrömt, ſondern alle Zonen und Welttheile haben ihre Vertreter hier, die am Schreine der Muſen ihre Anbetung verrichten und aus ihrer Quelle ſchöpfen. In den Kaffeehäuſern am

Boulevard Clichy kann man in allen Zungen reden hören. Japaner und Türken, Ruſſen und Schweden, Dänen und Deutſche, Italiener und Spanier, Amerikaner und Engländer, wer zählt die Völker, kennt die Namen? Und alle ſind willkommen, denn alle treibt der gleiche Geiſt, beſeelt das gleiche Streben. Der Kampf ums Daſein, der anderswo durch die fremde Einwanderung erſchwert und verſchärft wird und deshalb den Einheimiſchen dem Fremden feindlich gegenüberſtellt, ſpielt hier keine Rolle, denn in der Kunſt giebt es keine Konkurrenz. Der Haß des Ausländiſchen — ja ſogar die Luſt zur „Revanche“ — findet auf dem Montmartre keine Stätte, denn die Kunſt iſt international und umſchlingt alle Völker mit dem gleichen Bande. Die Kunſt und die Freude wandeln als Zwillingsſchweſtern Hand in Hand und machen alle Menſchen zu Brüdern.

Auf geheimnißvolle Weiſe hat mich die Kunſt in in ihren Bannkreis gezogen, geheimnißvoll, denn leider hat ſie mir die Gabe verſagt, ſelber künſtleriſch thätig zu ſein. Zwar habe ich in meiner Jugend ſo gut wie irgend einer meiner Schulkameraden aus geknetetem Brot Figuren geformt und Karrikaturen der Lehrer gezeichnet, und im Winter begab ich mich ſogar in das Gebiet der höheren Plaſtik und bildete Schneemänner, die das Entzücken der Nachbarſchaft waren, aber dabei iſt es leider geblieben. Indeſſen führte mich das Schickſal häufig zu Künſtlern und verband mich enge mit ihnen und ihren Schöpfungen. Mein beſter Freund in Townsville im fernen Auſtralien war ein Maler und zwar ein Marinemaler. Dieſem Kunſtgebiete ent-

ſprechend wohnte er am Meeresſtrande in einem alten Schooner, den man dort liegen gelaſſen hatte, weil er ſeeuntüchtig war und weil das Holz des alten Kaſtens die Koſten des Auseinanderreißens nicht bezahlt hätte. Mein Freund — er hieß Jim mit Vornamen und hatte ſeinen Zunamen wahrſcheinlich ſelbſt vergeſſen, wenn er überhaupt je einen beſeſſen hatte, — war alſo in das herrenloſe Wrack gezogen, das nunmehr in ſchöner rother Farbe auf weißem Grunde — ein Probeſtück ſeiner Geſchicklichkeit — die Aufſchrift Painter and Signwriter trug. Die rothe Farbe hatte es ihm angethan, und er bediente ſich dieſer Farbe mit Vorliebe, wenn ein Marineſtück — ein Boot oder ein Skiff — ſeinen Meiſterhänden anvertraut wurde. Ich pflegte ihm zuzuſehen und ihn zu bewundern, wie er mit ſeinen Töpfen und Pinſeln hantirte.

Obgleich er eine beſondere Vorliebe für die Marine hatte, war er doch ein zu großer Geiſt, um ſich auf dieſes Gebiet zu beſchränken. Er verſchmähte es nicht, auch Häuſer und Gartenzäune mit entzückenden Farbenkompoſitionen zu ſchmücken, und der bärtige Digger über der Thüre von Sam Corrigan's Kneipe an der Ecke von Flinders und High Street war ſein Werk. Die beſte Kollektion ſeiner Schöpfungen befand ſich jedoch auf dem Kirchhofe, wo er unzählige Gräber mit herrlich bemalten Holzkreuzen geſchmückt hatte. Mit Stolz kann ich ſagen, daß ich ihm bei ſeinen Arbeiten häufig von hohem Nutzen geweſen bin, denn mit der Orthographie war er nicht ſo vertraut wie mit der Farbenlehre, und die Grabinſchriften machten ihm mit-

unter viel zu ſchaffen, wobei ich ihm dann zur Hand gehen konnte. Außerdem half ich ihm, daß er zu dem Preiſe des für Sam Corrigan gelieferten Gemäldes kam. Dieſer Barbar ſuchte nämlich unter allerlei nichtigen Vorwänden, die ſeinen Mangel an Bildung und Kunſtverſtändniß in betrübender Weiſe darthaten, dem Künſtler ſeinen Lohn vorzuenthalten. Er behauptete, das Gemälde ſtelle keinen Goldgräber, ſondern ein Känguruh dar, — als ob ein Känguruh jemals aus einer kurzen Pfeife geraucht und eine rothe Schärpe um den Leib getragen hätte! Jim klagte mir öfters ſein Leid und ſchließlich kamen wir auf den ſchlauen Gedanken, in Zukunft alles, was wir bei Corrigan verzehrten, aufſchreiben zu laſſen und ſo dem Barbaren das ſchuldige Geld zu entringen. Dieſen Plan konnten wir zwar nicht gänzlich durchführen, denn Corrigan durchſchaute uns am dritten Tage, aber wir hatten doch glücklich eine Rechnung von fünf Pfund in ſeine Bücher gebracht, ehe er uns weiteren Kredit verſagte. Jim hatte urſprünglich zehn Pfund für ſeinen Digger verlangt, und es wurmte uns nicht wenig, daß wir uns mit der Hälfte der Summe begnügen ſollten.

Eines Abends, als wir uns in der gegenüberliegenden Kneipe bedeutend erfriſcht hatten, gingen wir ſtracks hinüber zu Sam und verlangten die fünf Pfund. Corrigan fing wieder ſeine Späße an, aber wir ließen uns auf ſeine Känguruhgeſchichten nicht ein. Hier handelte es ſich einfach darum, daß ein ungebildeter Plutokrat einem Künſtler das Seine vorenthalten wollte. Die Kunſt ſelbſt war angegriffen und beleidigt. Es

war unſere Pflicht, dieſem Böotier den Standpunkt klar zu machen. Jim begann damit, daß er einige Reflexionen über die Herkunft Corrigan's machte und ein leeres Branntweinglas nach ihm warf, das den hinter der Bar hängenden Spiegel zertrümmerte und ſelber in Stücke ging. Obgleich dies einzig und allein Corrigan's Schuld war, — denn hätte er ſich nicht gebückt, ſo wäre das Glas an ſeinem Kopfe und nicht an dem Spiegel zerſchellt, — ſo nahm er die Sache doch ſehr übel und drang mit einem Knüppel, den er ſtets hinter der Bar liegen hatte, auf den Maler ein. Selbſtverſtändlich eilte ich meinem Freunde zur Hülfe, und es entſpann ſich ein hitziges Handgemenge, an dem ſich außer uns ſämmtliche Gäſte betheiligten. Am nächſten Morgen hatte ich das Gefühl, als ob ich wie Sancho Panſa geprellt worden ſei, und alle Glieder thaten mir weh.

Man ſieht alſo, daß ich ſchon für die Kunſt gelitten und mir dadurch das Recht erobert habe, die Künſtler gewiſſermaßen als meine Kollegen zu betrachten. Auch habe ich durch obige Erzählung dargethan, daß es mir an Kunſtverſtändniß nicht mangelt, woraus ſich meine Verehrung des Montmartre ſehr leicht erklären läßt. Obgleich alſo dieſe auſtraliſche Erinnerung eigentlich nichts mit meinem Quartier zu thun hat, ſteht ſie doch indirekt in Zuſammenhang damit, und wer trotzdem dieſe meine Schreiberei für einen zuſammengewürfelten Miſchmaſch ohne Anfang und ohne Ende halten ſollte, — die rechte Wahrheit zu geſtehen, kommt es mir ſelber faſt ſo vor — den vertröſte ich auf

meine nächſte Arbeit, die, das verſpreche ich feierlich, nach allen Regeln der Kunſt erſonnen, geplant, erdacht, gebaut, ausgeführt und vollendet werden ſoll. Heute habe ich zwar noch keine Idee, von was dieſe muſtergültige Arbeit handeln wird, aber ich wohne ja mitten unter den Muſen und ihren Prieſtern, und an Stoff zu Plaudereien fehlt es nie in meinem Quartier.

Der Berg der Märtyrer.

Wenn man ſich Paris aus der Vogelſchau anſehen will, hat man nicht, wie in anderen Städten, nöthig, einen Kirchthurm zu erſteigen, und ebenſowenig braucht man den Elevator des Eiffelthurms zu benutzen. Die Natur ſelbſt hat einen Ausſichtspunkt mitten in die Stadt geſetzt, der das Panorama von Paris weit beſſer beherrſcht als der von der letzten Ausſtellung übriggebliebene eiſerne Thurm. Dieſer Ausſichtspunkt iſt der Montmartre, der Berg der Märtyrer. Von dem Boulevard de Clichy aus führt die neuangelegte Straße von Caulaincourt auf einem Viaduct über den Kirchhof des Montmartre, deſſen Erde die Gebeine von Heine, Cavaignac, Neuville, Dumas fils u. ſ. w. deckt. Dieſer Straße, die den Berg im Halbkreis umzieht, folgen wir jedoch nur wenig über den Kirchhof hinaus. Eine ſteinerne Treppe mündet in die Rue Lepic, einer zum Theil ebenfalls neuen, zur größeren Hälfte aber uralten, holperigen, ſteilen und engen Gaſſe, die uns in das eigentliche Montmartre bringt.

Hier hören die Geräuſche der Weltſtadt plötzlich auf, ländliche Stille und ländliche Düfte umgeben uns; wir haben Paris verlaſſen und befinden uns in dem Dorfe Montmartre, deſſen kleine, alte, maleriſche Häuſer uns die Ueberzeugung aufdrängen, daß es vor 200 Jahren hier oben genau ebenſo ausgeſehen hat wie heute. Und auch die Menſchen, die gemüthlich durch die engen Gäßchen ſchlendern, die Frauen, die auf der Thürſchwelle ſitzen und nähen oder Kartoffeln ſchälen, die Kinder, deren fröhliche Stimmen das aus der Tiefe heraufbrauſende Rollen der Wagen übertönen, ſie alle ſehen ſo aus, als ob ihre Ureltern ſchon in denſelben Häuſern gewohnt, in denſelben Gaſſen geſpielt und auf denſelben Steinſitzen des von Kaſtanien beſchatteten Platzes du Tertre ihre Sieſta gehalten hätten. Jetzt, wo die Sonne hübſch warm ſcheint und den Hang zum Faullenzen fördert, macht das auf dem Gipfel des Berges gelegene alte Montmartre ganz den Eindruck einer kleinen ſpaniſchen Stadt. Die ganze Bevölkerung verläßt die Häuſer und verrichtet ihre Geſchäfte im Freien; auf den Bänken oder auch auf dem Boden liegen die Männer und drehen ſich von Zeit zu Zeit auf die andere Seite, während die Frauen erzählend und lachend die Zeit vertreiben. Hier oben kennt jeder Bewohner die ganze Bevölkerung, denn Alle ſind hier oben geboren, und ihre Familien ſind ſeit Jahrhunderten in den kleinen Häuſern anſäſſig. Ein greller Gegenſatz zu Paris, wo man Zeit ſeines Lebens in einem Hauſe wohnen kann, ohne jemals mit den übrigen Bewohnern desſelben Hauſes bekannt zu werden. Die

Leute von Montmartre rechnen ſich aber auch gar nicht zu Paris, ſondern ſprechen von der großen Stadt, zu der ſie gehören, wie von Marſeille oder Bordeaux. Der Bürger von Montmartre iſt ſeiner eigenen Ausſage nach kein Pariſer, ſondern ein Montmartrois.

Hier oben hat in Folge deſſen die Ausdehnung der Stadt nur wenig geändert, die Invaſion der Künſtler, die den Berg in ſeiner mittleren Höhe beſetzt halten, iſt nicht bis hierher gedrungen, und auch die für Paris und ſpeziell Montmartre charakteriſtiſchen Vergnügungslokale ſind nur in vereinzelten Vorpoſten über die äußeren Boulevards vorgedrungen. Das einzige nennenswerthe Lokal dieſer Art, das dieſe Grenze überſchritten hat, befindet ſich auf dem weſtlichen Gipfel des Berges, der von einer alten Windmühle gekrönt iſt. Dies iſt die Mühle de la Galette, das letzte Ueberbleibſel der zahlreichen Schaar von Windmühlen, die einſt die unbebauten Abhänge des Berges zierten. Die „Kuchenmühle“ iſt heutzutage ein Tanzlokal, worin Bälle von ſehr wenig Tugendhaftigkeit veranſtaltet werden. Die Mitte des Berges dagegen, die das alte Dorf trägt, hat ihre urſprüngliche Tugend bewahrt, und zum Beweiſe dafür dienen die frohen Kinderſchaaren, die man weiter unten ſehr vermißt.

Je mehr man ſich auf dem Montmartre umſchaut, deſto ſonderbarer kommen Einem die reichen Leute vor, die dieſe Gegend nicht beachten und ihre Paläſte unten im Thale bauen, wo des Nachbars Brandmauer die Ausſicht hemmt. So wenig denkt man daran, hier

oben Häuser für reiche Leute zu bauen, und so wenig Werth hat in Folge dessen der Boden, daß die Abhänge gen Norden fast ganz von kleinen Gärten eingenommen sind, und auch an der Westseite, sowie im geringeren Maße nach Osten und Süden hin, liegen viele Häuser in Gärten, die jetzt zur Maienzeit herzerquickend duften und blühen und den gefiederten Sängern zum Aufenthalt dienen. Durch die Gitter alter, verfallener Mauern dringt der Blick in die oft verwahrlosten, entzückend wilden und idyllischen Gärten, und man wähnt sich tausend Meilen von der Weltstadt entfernt, deren graues, rauchendes Häusermeer den Berg auf allen Seiten umringt.

Während am östlichen Ende des Berges die ungemein leicht geschürzte Terpsichore des Cancan ihr Wesen treibt und auf dem mittleren Bergesrücken die alteingesessene Bevölkerung ihr beschauliches Dasein führt, hat den östlichen Gipfel die liebe Geistlichkeit mit Beschlag belegt und ist seit zwanzig Jahren zum Aerger der gottlosen Mehrheit der Pariser daran, hier auf dem höchsten Punkte von Paris eine riesige Kirche zu erbauen, wozu die Frommen aus aller Welt ihre Gaben beisteuern. Die gläubigen Christen haben es schon lange aufgegeben, still im Kämmerlein zu beten, wo man sie nicht sieht, oder sich heimlich in unterirdischen Gewölben zu versammeln wie ihre ersten Glaubensgenossen in Rom. Seit mehr als tausend Jahren haben sie sich in den Städten wie auf dem Lande die hervorragendsten und schönsten Plätze zur Errichtung ihrer Tempel gesichert, und man kann in

Spanien wie in Deutschland, in Frankreich wie in Italien keinen durch landschaftliche Schönheit ausgezeichneten Ort entdecken, dem nicht die mehr oder weniger verfallenen Mauern eines Klosters zur Staffage dienten. Es war also ganz in der Ordnung, daß man den Plan faßte, auf dem Montmartre eine große Kirche zu bauen und damit die Oberherrschaft des Klerus über die große Stadt zu bekunden.

Dieser Eifer, sich der schönsten und am meisten in die Augen stechenden Punkte zu bemächtigen, ist übrigens nicht charakteristisch für die christliche Kirche, sondern allen Religionen gemeinsam. Die bösen Heiden machten das genau ebenso wie die guten Christen, und der Montmartre selbst liefert davon ein maßgebendes Beispiel. Die alten Gallier opferten hier oben ihren Göttern, und später wurden zur Zeit der Herrschaft der Römer dem Mars und dem Mercur auf dem Berge Tempel errichtet. Als der heilige Dionysius seine griechische Heimath verlassen hatte, um die Gallier zu bekehren, wovon diese Anfangs nichts wissen wollten, weihte er auf dem Montmartre eine Kapelle ein, wofür ihn die Heiden sammt seinen Gefährten Rusticus und Eleutherius hinrichteten. Ob der Berg nun von Rechtswegen Mons Martis oder Mons Martyrum heißt, überlasse ich der Entscheidung der Schriftgelehrten und fahre in meiner hochinteressanten Chronik fort. An der Stelle, die das Blut der heiligen Männer getrunken hatte, wurde eine kleine Kapelle gebaut, und der Märtyrerberg fing an, das Ziel frommer Pilger zu werden.

Neben dem Geſang der Litaneien und dem Klange der Kirchenglocken ſcholl da oben von Zeit zu Zeit Waffenlärm und Kriegsgeſchrei, denn der Berg war und iſt der wichtigſte ſtrategiſche Punkt von Paris. Außer anderen großen Kriegsherren hielt einſt der deutſche Kaiſer Otto II. in dem Kriege gegen Lothar den Berg beſetzt. Da er aber ein frommer Mann war, befahl er ſeinen Soldaten, die Kirche zu reſpektiren, und betete häufig an der geweihten Stätte. Außer der Kapelle befand ſich ſeit dem achten Jahrhundert eine Gemeindekirche auf dem Berge, und im zwölften Jahrhundert gründete man die Abtei von Montmartre, in der ſich im Jahre 1534 Ignaz Loyola mit ſeinen Begleitern einfand, um den Jeſuitenorden zu gründen. Nachdem die Geiſtlichkeit ſich ihre guten tauſend Jahre des ungeſtörten Beſitzes von Montmartre erfreut hatte, machte ſich die Nationalverſammlung im Jahre 1792 den Spaß, das Kloſter räumen zu laſſen, der Oberin und fünfzehn Nonnen die Köpfe abzuſchneiden und die Abtei nebſt der alten Kapelle zu zerſtören. Nur die noch jetzt vorhandene Gemeindekirche blieb ſtehen und wurde von den Maratiſten, die in dieſem Stadttheile ſehr zahlreich waren, zu ihren Verſammlungen benutzt. „Inmitten dieſer Schrecken,“ ſagt der fromme Chroniſt, dem ich dieſe Einzelheiten entnehme, „verließ Gott die Chriſten von Frankreich nicht. Er erlaubte, daß die heiligen Reliquien der Märtyrer von den Nonnen gerettet wurden.“ Ein paar Jahre ſpäter zogen die Kapläne wieder ein und brachten ihre Reliquien mit, die ſeither von gläubigen

Pilgern beſucht und angebetet werden. Am 5. Juli 1815 beſetzten die Alliirten den Berg, der ſchon einmal den Deutſchen zum Lagerplatz gedient hatte, und die Engländer lagerten daſelbſt ſechs Monate lang.

In dem Gemetzel der Maiwoche 1871 wurde auch der Montmartre zum Schlachthauſe gemacht. In der Rue des Roſiers, die jetzt verſchwunden iſt, ſammelte man die Gefangenen, Männer, Weiber und Kinder, die irgendwie der Theilnahme an dem Widerſtande der Föderirten verdächtig waren, an und zwang ſie, ſtundenlang vor der Gartenmauer des Hauſes No. 6 niederzuknieen, zur Sühne für die Generäle Lecomte und Thomas, die an dieſer Mauer am 18. März erſchoſſen worden waren. Nachdem die Buße lange genug gedauert hatte, führte man die Gefangenen hinauf auf den Berg und erſchoß ſie. Da in der Maiwoche ohne gerichtliches Verfahren, je nach dem Gutdünken jedes Offiziers und jedes Soldaten, füſilirt wurde, ſo fehlen genaue Zahlen über die Schaaren der Föderirten, die mit ihrem Blute den Berg der Märtyrer tränkten. Man kann ſich eine Idee von der Anzahl der im 17. und 18. Arrondiſſement Erſchoſſenen aus der Thatſache machen, daß auf dem Kirchhofe des Montmartre rund 4000, auf dem auf der Nordſeite des Berges gelegenen alten Kirchhofe St. Vincent rund 1500 und auf dem kleinen Kirchhofe Mercadet etwa 500 Füſilirte begraben worden ſind.

Nachdem die Arbeiterrevolution niedergeworfen und der Sozialismus, wie man frohlockend wähnte, ausgerottet war, erſchienen die geiſtlichen Herren wieder

auf der Bildfläche und faßten den Entſchluß, zum Danke für dieſe Errettung der gegenwärtigen Einrichtungen eine prachtvolle Kirche hoch oben auf dem Montmartre zu bauen. Der Erzbiſchof von Paris billigte den Gedanken, und man begann, in allen Theilen der Welt für den Kirchenbau zu ſammeln. Das Reſultat iſt der prachtvolle Tempel des Sacré-Coeur, der zwar noch nicht vollendet iſt, aber bereits zwiſchen 20 und 30 Millionen Francs verſchlungen hat, ein Beweis, wie mächtig die katholiſche Kirche noch immer iſt. Nahezu zehn Millionen haben allein die Fundamente gekoſtet. Der Berg beſteht in ſeinem oberen Theil aus Sand und Lehm, und um auf feſten Boden zu gelangen, mußte man 33 Meter tief graben. Man grub alſo 83 Schächte, füllte dieſelben mit Steinen, Cement und Mauerwerk und ſchuf ſo 83 Pfeiler von etwa fünf Metern Durchmeſſer, auf denen jetzt das ganze ſchwere Gebäude ruht. Durch die Ausgrabungen entſtand eine unterirdiſche Kirche, ſodaß gegenwärtig in zwei Räumen Meſſe geleſen wird, in der Crypte und in der Baſilika. Unter dieſen Umſtänden koſtet der Tempel auf dem Montmartre ein Heidengeld, und milde Gaben werden mit Dank angenommen und garantiren dem Freigebigen eine Verkürzung ſeiner Strafzeit im Fegfeuer. Beſtrebt, mein Möglichſtes für das Seelenheil meiner Leſer zu thun, theile ich mit, wie man ſich an dem guten Werke betheiligen kann. Gewöhnlich trägt der Gläubige einen Stein zu dem Baue bei. Die billigſte Sorte koſtet 120 Francs das Stück, doch iſt dieſe Art trotz ihrer Billigkeit nicht ſehr beliebt, da

die Steine so eingemauert sind, daß man sie nicht sieht. Besser ist schon ein Stein für 300 Franken, der an den sichtbaren Wänden benutzt und außerdem mit den Initialen des Gebers geziert wird. Das Unangenehme ist nur, daß die glatte Seite nach außen, die Inschrift nach innen kommt, sodaß man sie nicht sehen kann. Wer seinen Namen sichtbar haben will, muß 500 Francs bezahlen. Schließlich kann man auch eine ganze, mit Inschrift versehene, sichtbare Säule stiften, doch ist ein solches Vergnügen nur für große Geldbeutel zu erschwingen. Eine Säule kostet je nach Größe und Standort 5000 bis 100,000 Francs. Sollte einer meiner Leser die Absicht haben, ein Steinchen oder einen Pfeiler zu stiften, so bitte ich ihn, mir das Geld vertrauensvoll zu übersenden. Meine Adresse ist beim Verleger zu erfahren.

Nachdem man die krummen Gäßchen in der Nachbarschaft der Kirche durchschritten hat und den Verkäufern von Rosenkränzen, Heiligenbildern, Gebetbüchlein u. s. w., den Hereinschmeißern der verschiedenen Panoramen und Dioramen, der Pilgerrestaurationen und Gottesmännerkneipen glücklich entronnen ist, gelangt man auf die neue Straße Lamarck, die mit der Straße Caulaincourt und Lepic einen den Berggipfel umschließenden buckligen Kreis bildet. Dieser Straße folgend kommen wir auf den vor der neuen Kirche gelegenen Aussichtspunkt, der ganz Paris mit Ausnahme des kleinen, im Rücken des Berges gelegenen Theiles beherrscht. Zur Rechten das prächtige moderne Paris mit dem Triumphbogen, dem Trocadero und dem

Eiffelthurm; weiter im Hintergrunde erhebt ſich der Mont Valerien, das wichtigſte Fort des pariſer Feſtungsgürtels, deſſen Kanonen in den beiden Belagerungen durch die Deutſchen und die Verſailler eine große Rolle geſpielt haben; weiterhin folgt die vergoldete Kuppel des Invalidendoms und näher bei uns die Ausſtellungs-Gebäude in den Champs Eliſées, noch näher, faſt zu unſeren Füßen, erhebt ſich der gewaltige Bau des Opernhauſes aus den umgebenden Häuſern heraus, und gleich daneben ſieht man den hohen Schaft der Vendômeſäule. Vor uns liegt das alte Paris: Die langgeſtreckte Reihe der Gebäude des Louvre und der Tuilerieen, ſoweit ſie dem Brande von 1871 entronnen oder wieder erſtanden ſind, die Centralmarkthallen, der Juſtizpalaſt mit dem zierlichen Thürmchen der Heiligen Kapelle und die beiden unvollendeten Thürme von Notre-Dame. Drüben auf dem anderen Ufer thront das Pantheon weithin ſichtbar auf dem höchſten Punkte der jenſeitigen Anhöhen, umgeben von verſchiedenen Kirchthürmen. Zur Linken endlich liegt das arbeitende Paris, La Villette, Belleville, Menilmontant und Charonne, die Hochburgen des Sozialismus, die Veſten der Revolution. Dieſer Theil hat nur wenige auffallende Bauwerke aufzuweiſen; außer den nicht ſehr zahlreichen Kirchthürmen bietet kein Monument dem Auge einen einladenden Punkt. Für den Kenner der modernen Geſchichte von Paris aber bietet die Gegend zur Linken Stoff genug zum Nachdenken. Jene grünen Anhöhen ſind die Buttes Chaumont, von wo die letzte Kanone der Commune den Sterbegruß der Arbeiter-

revolution von 1871 den Verſaillern zudonnerte, und jene lange graue Reihe weiter zur Rechten iſt die Mauer des Pere-Lachaiſe, wo das Blut der letzten Kämpfer die Gräber röthete.

So ſehr man ſich von dem überhebenden Eigendünkel der Franzoſen zurückgeſtoßen fühlt, beim Anblicke der großen Stadt zu unſeren Füßen können wir den Gedanken nicht zurückdrängen, daß die Geſchichte dieſes Häuſermeeres die Geſchichte der modernen Civiliſation iſt. Keine andere Stadt der Welt hat ſo viele ſteinerne Zeugen der ſozialen Kämpfe der letzten hundert Jahre aufzuweiſen, kein anderer Boden iſt in dieſem Maße der Kampfplatz zwiſchen neuen und alten Anſchauungen geweſen, keine andere Erde hat ſo viel Blut von Streitern für die erhabenſten Ziele und Ideen getrunken. Wahrhaftig, die Pariſer haben Recht, wenn ſie auf ihre Stadt ſtolz ſind, und wenn ſie den Mund etwas zu voll nehmen, wer kann es ihnen beim Anblicke ihrer Denkmale, bei dem Gedanken an ihre Kämpfe und Leiden, übelnehmen!

Die Mühlen des Montmartre.

Dis donc, S. est-ce que tu es vertueux?

Es war in dem kleinen Restaurant von Coquet an der Place Blanche, wo mein in Leinwand und Farben machender Freund L. diese verfängliche Frage an mich richtete. Bei Coquet verkehrt eine ganze Schaar junger Maler, Bildhauer und sonstiger Drohnen der menschlichen Gesellschaft, und es geht daselbst mitunter lustig genug her. Diese Lustigkeit ist es jedoch nicht, die uns anzieht, sondern wir kommen aus einem sehr prosaischen Grunde. Bei Coquet speist man zufriedenstellend, und die Preise sind auf den magern Geldbeutel von Künstlern und Schriftstellern eingerichtet. Im Uebrigen hat das Lokal gerade nicht sehr viel Anziehendes, denn das Speisezimmer ist lang und eng, hat nur an einer schmalen Seite Luft und Licht und ist fast immer gedrängt voll von Speisenden, so daß man gewöhnlich an einem bereits theilweise besetzten Tische Platz nehmen muß. Dieser Umstand hat weiter nichts zu bedeuten, denn alle Kunden Coquets gehören

den Künſtlerkreiſen an, haben ſo ziemlich dieſelben Anſchauungen und kennen ſich zum Ueberfluß perſönlich. Verirrt ſich ein Menſch, der weder Thon knetet noch Leinwand färbt, in dieſe Räume, ſo wird er mit einem gewiſſen Mißtrauen aufgenommen, und erſt nachdem er den Beweis erbracht, ebenfalls ein für Induſtrie und Gewerbe völlig nutzloſes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein, darf er ſich als vollberechtigter Genoſſe der Tafelrunde geriren. Er darf jetzt mit der lauteſten Stimme dem Kellner rufen, er darf mit Aufbietung aller Muskelkraft auf den Tiſch klopfen, falls der Gerufene nicht erſcheint, er darf ihm bekannten Gäſten, die am anderen Ende des langen Saales ſitzen, Brotkügelchen und ſonſtige harmloſe Geſchoſſe an den Kopf werfen, und kein Menſch thut Einſprache, falls ein Kügelchen ein fremdes Geſicht trifft. Sollte ein Fremder ſich über ſolches Gebahren ereifern, ſo erhebt ſich an allen Tiſchen ein brauſender Lärm, der die Stimme des Proteſtirenden übertönt; auf dieſe Weiſe ſichern die Stammgäſte ihre Privilegien, und der Fremdling läßt ſich in den Coquet'ſchen Räumen nicht mehr blicken. Dahingegen geſtattet der Hausbrauch dem Stammgaſte ſo ziemlich Alles, was ihm beliebt. Er darf den blondeſten Bart und den viereckigſten Schädel haben und kann ſein „Garrſong" mit dem deutſcheſten aller Accente und der lauteſten aller Stimmen durch den Saal ſchmettern, ohne Mißfallen zu erregen.

In dieſem Lokale war es, wo Freund L. die obige Gewiſſensfrage an mich richtete.

„Tugendhaft?“ gab ich zur Antwort, „das will ich meinen! Die hohe Säule meiner Tugend iſt feſt wie Demant und unerſchütterlich wie Cambronne bei Waterloo. Da fragen Sie nur Fanny, die kann es bezeugen!“

In Parentheſe bemerke ich, daß Fanny das reizendſte Mädchen von Montmartre iſt. Hätte Goethe ſie gekannt, ſo wäre ſeine Philine noch einmal ſo anmuthig geworden. Wie Philine iſt Fanny ein bischen Schauſpielerin, doch neigt ſie mehr zur Malerei oder vielmehr zu den Malern, deren guter Kamerad ſie iſt. Dieſes achtzehnjährige Geſchöpfchen mit den bald ſchwermüthig träumenden, bald ſchelmiſch lachenden braunen Augen, dem nußfarbenen Haar, dem friſchen Munde und dem graziöſen Wuchs iſt die ideale Vertreterin der weiblichen Bohème von Montmartre. Ohne Falſch und ohne Tücke; ohne Sorge und ohne Kummer; die Gegenwart genießend, die Vergangenheit vergeſſend, die Zukunft verachtend; ihren Herzensregungen folgend, ohne an dauernde Verbindung zu denken; ſtets zufrieden, ohne Bedürfniſſe und ohne Wünſche, ſo iſt dieſe Philine des Montmartre geartet, die unſere Tafelrunde bei Coquet verſchönt.

„Tugendhaft genug, um Friedensrichter zu ſein,“ ſagte Fanny, „beinahe langweilig vor lauter Tugend!“

„Eh bien, wenn das ſo iſt, dann kann ich es riskiren,“ meinte L., „wollen wir heute Abend ins Moulin Rouge gehen?“

„Wenn Ihr wollt, bin ich dabei,“ gab ich zur Antwort.

„Gehſt Du mit, Fanny?“

Die Kleine hat ſo etwas an ſich, was alle ihre Freunde beſtimmt, ſie zu duzen. Höchſt ſonderbar!

„Nein, ich habe heute Probe. Thut mir leid. Ich ginge viel lieber mit Euch. Ich pfeife auf das dumme Theater.“ — —

Um elf Uhr Abends ſtellten wir uns am Moulin Rouge ein: L., meine Wenigkeit und ein junger Bildhauer.

Wenn man von den Boulevards auf den Montmartre ſteigt und bei dieſer Beſteigung zunächſt der Rue Montmartre folgt, ſo gelangt man nach fünf Minuten in die Straße Unſerer Frauen von Loretto, die den gefälligen Damen des Viertels den Namen Loretten verliehen hat. Noch etwas höher beginnt die Rue Fontaine, die in die Place Blanche ausmündet. Am Abend ſieht man von der Rue Fontaine aus ein mit rothen Laternen geſchmücktes, luſtig drehendes Windmühlenrad, das weithin leuchtende Wahrzeichen von Moulin Rouge. Hier iſt das Reich der ungenein leicht geſchürzten Göttin des Cancans.

Das Innere dieſes Tempels ſieht ſehr luſtig und angenehm aus. Ein weiter Saal, an drei Seiten mit erhöhten Zuſchauerbühnen, an der vierten mit der Muſikerempore verſehen, das Dach von flaggengeſchmückten Pfeilern getragen, der Boden hübſch glatt und eben, die Wände mit hohen Spiegeln oder bunten Draperien bedeckt. Auf den Zuſchauerbühnen ſtehen Tiſche und Stühle und geſchäftige Kellner bringen die mannigfachen Getränke herbei, die eine Spezialität der

Pariſer Cafés ausmachen. Andere Zuſchauer luſtwandeln auf dem Tanzboden und laſſen ſich von den Hetären anulken. Alle zehn Minuten bricht die Muſikkapelle in einen gellenden Spektakel aus, die Zuſchauer drücken ſich auf den Seiten des Saales zuſammen, und die Tänzer und Tänzerinnen zeigen, von der dichten Zuſchauermenge umringt, ihre Geſchicklichkeit.

Die Tänzerinnen im Moulin Rouge ſind genau ebenſo gekleidet wie alle anderen Bewohnerinnen von Montmartre und der Uneingeweihte glaubt gewöhnlich, daß es „Damen“ aus dem Publikum ſeien, die durch ihre Gewandtheit im Tanz die Kundſchaft anzulocken ſuchen. In Wirklichkeit aber ſind es profeſſionelle Tänzerinnen, die eine lange, mühſame Lehrzeit durchmachen müſſen, ehe ſie ſich auf dem Tanzboden produziren dürfen. Sie bilden eine geſchloſſene Gilde und wachen ſtrenge darüber, daß keine Amateurin den wilden Reigen mitmacht. Auch die den gewöhnlichen Straßenanzug tragenden Tänzer, die ſogenannten Gigolos (von Gigue = Rehkeule, im Argot: Bein), gehören zur Profeſſion. Einige Tänzerinnen haben bereits ein recht reſpektables Alter und nur wenige kann der höfliche Galan hübſch nennen. Die Doyenne iſt gegenwärtig eine ſtattliche Vierzigerin. La Goulue = Freſſerin, eine Dame, die ſich bedeutender Popularität erfreut, Jedermann mit Du anredet und in ganz Paris bekannt iſt. Der Tanz im Moulin Rouge hat eigentlich nur den Zweck, den Zuſchauer mit den Geheimniſſen der weiblichen Toilette bekannt zu machen: wer Rhythmus, Grazie und Schönheit zu finden hofft, wird arg ent-

täuſcht, und wer die wunderbare Anmuth der ſpaniſchen Tänzerinnen kennt, vermag ihren franzöſiſchen Kolleginnen nur wenig Freude abzugewinnen. Neben dem Tanzſaal iſt ein mäßig großer, nicht allzu hell erleuchteter Garten, wo ſchüchterne Beſucher, die der elektriſchen Beleuchtung des Saales abhold ſind, im Zwielicht der Lauben ihre Liebeserklärungen machen können. Allzuſehr braucht man ſich dabei nicht anzuſtrengen, denn die Damen erleichtern dieſes Geſchäft in der zuvorkommendſten Weiſe, und man hat Mühe genug, ſie ſich vom Halſe zu halten. Die Bajaderen vom Moulin Rouge ſind große Linguiſtinnen und reden in faſt ebenſovielen Sprachen, wie der ſelige Mezzofanti, der bekanntlich nicht weniger als 58 verſchiedene Sprachen und Dialekte verſtand. Schon dieſe Vielſprachigkeit zeigt, daß das Lokal nicht ſowohl den Charakter von Paris oder Montmartre als internationales Gepräge trägt. Vor allen anderen Nationen ſtellen die Engländer und Amerikaner die größte Zahl der Beſucher, weshalb ſich auch überall engliſche Inſchriften befinden. Der Saal iſt allenthalben mit franzöſiſchen, ruſſiſchen und amerikaniſchen Flaggen drapirt. Damit aber auch Leute, die nicht der Damen halber herkommen, Unterhaltung haben und ihr Geld los werden, giebt es in allen Ecken und Winkeln des Saales und Gartens beſondere Luſtbarkeiten, als da ſind: Schießbuden, Bauchredner, Zerrſpiegel, automatiſche Photographen u. ſ. w. Im Garten ſteht ein vierzig Fuß hoher Elephant, und im Innern dieſes Dickhäuters wird jener berühmte Bauchtanz aufgeführt, der die

tugendhaften Leute zur Zeit der Weltausstellung in Chicago so sehr entrüstete. Ob die Tugendbolde Recht haben oder nicht, kann ich nicht entscheiden, denn ich habe den Tanz nie gesehen: in Chicago war er verboten als ich ankam, und im Moulin Rouge kostet es einen Franken, den Elephanten zu besteigen: Einen Franken aber würde ich nicht für den skandalösesten Tanz in der Welt hergeben, dafür kaufe ich mir lieber Tabak und Streichhölzchen. Die Vorstellungen im Moulin Rouge schließen gewöhnlich gegen ein Uhr Morgens, und dann begeben sich Bajaderen und Anbeter in das auf der anderen Seite des Platzes gelegene Café Blanche, wo eine Musikkapelle bis drei Uhr wirkt. Hat man auch das noch mitgemacht, so geht man im fahlen Morgengrauen nach Hause und denkt: Hol' der Kukuk die rothe Mühle und die Narren, die dahin gehen!

Einige Tage später besuchten wir die zweite Mühle, die den Berg der Märtyrer ziert. Hoch oben auf dem Westgipfel des Berges steht eine alte, verwitterte und verrostete Windmühle: Moulin de la Galette. Seit vielen Jahren drehen sich die ehrwürdigen, zerfetzten Mühlenarme nicht mehr, das Räderwerk steht stille, und das Klappern hat aufgehört. Der Berg, der in den vergangenen Jahrhunderten nur ein kleines Dörfchen und altes Kirchlein trug, wurde im Laufe der Zeit von den immer weiter ausschwärmenden städtischen Wohnungen angegriffen und erobert, und wo noch vor hundert Jahren einsame Windmühlen auf den öden Abhängen klapperten, dehnt sich jetzt das Häusermeer, dessen Wellen rund um den Montmartre herum-

ſchlagen und nur die höchſten Gipfel unberührt laſſen. Das Moulin de la Galette iſt die eine hohe Säule, die von der entſchwundenen Windmühlenpracht des Berges zeugt, denn das Moulin Rouge iſt ein moderner Bau, welcher die Stelle einer vor Altersſchwäche eingeſtürzten Windmühle einnimmt. Wahrſcheinlich war in früheren Zeiten, als der Montmartre noch nicht gänzlich von Paris eingeſchloſſen war, der Gipfel des Berges ein beliebtes Ziel der Pariſer Ausflügler, und die Frau Müllerin da oben ſcheint einen beſonderen Stolz auf das Rezept geſetzt zu haben, nach welchem ſie ihre Kuchen herrichtete. So erkläre ich mir den Namen Moulin de la Galette = Kuchenmühle. Mit dem Wachſen der Stadt wuchs die Nachfrage nach Kuchen; zu Kuchen gehört Kaffee und Milch; manche Leute trinken lieber Wein; Ausflügler tanzen gern; dazu gehört ein Tanzſaal und Muſik — kurz und gut, es war eine abſolute Nothwendigkeit, daß der Kuchenmüller aufhörte, Mehl zu mahlen und ſtatt deſſen eine regelrechte Gartenwirthſchaft mit Tanzſaal und allem Zubehör einrichtete. Dabei iſt es dann geblieben und der Müller hat gut daran gethan. Heute würde es ſchwer halten, in ganz Paris ein zweites Lokal zu finden, wo ſo natürliche, tolle Luſt und Freude herrſchen wie in der Kuchenmühle, und ich rechne es mir zu nicht geringem Verdienſte an, dieſes Lokal erforſcht zu haben und ſeine Verdienſte und Vorzüge der übrigen Welt kund thun zu können.

Eigentlich zuckt mein Gewiſſen ein wenig, und die redliche Feder ſträubt ſich, weiter zu plaudern, denn

liegt nicht die Gefahr vor, daß nach dem Drucke dieſer Zeilen alle nach Paris kommenden Fremden darauf beſtehen werden, den Berg zu erklimmen und die Kuchenmühle zu beſuchen? Und wäre ein ſolches Ergebniß meiner Schreiberei nicht das Todesurtheil der volksthümlichen Luſtigkeit, die jetzt dem Gipfel des Berges ihren Stempel aufdrückt? Iſt nicht zu befürchten, daß das Moulin de la Galette dem verderblichen Beiſpiele ihrer rothen Schweſter am Weißen Platze folgen und zu einer Fallgrube für Engländer und Amerikaner werden wird? Dieſe Erwägungen geben mir zu denken und ich muß darauf ſinnen, ſolchen üblen Folgen vorzubeugen. Am beſten wird es ſein, die Anſichten zu wiederholen, die in Paris ſelbſt über die Kuchenmühle verbreitet ſind. In Paris ſagt man, das Moulin de la Galette könne man nur mit einem Revolver in der Hoſentaſche, einem ſpaniſchen Dolche im Stiefelſchaft und einem Stockdegen in der Hand beſuchen, falls man lebendig wieder herauskommen wolle. Man ſagt ferner, daß auf dem Gipfel von Montmartre lauter Mörder und Räuber hauſen, deren Rendez-vous eben die Kuchenmühle ſei; und drittens warnt man aufs Nachdrücklichſte die Fremden und vor allen Dingen die Deutſchen, vor dem Beſuche dieſer Mördergrube, deren Stammgäſte ohne Ausnahme eingefleiſchte Fremdenhaſſer ſeien und kein Fleiſch lieber äßen, als das von einem ſelbſtgeſchlachteten Prussien. Hoffentlich genügt die Anführung dieſer grauſigen, aus dem Paris der Boulevards ſtammenden Berichte, um meinen Leſern einen heilſamen Schreck einzujagen und

die Knochenmühle vor einer Invaſion andersredender und andersdenkender Menſchen zu bewahren. Nachdem ich ſo mein Gewiſſen beruhigt, kann ich heitern Sinnes fortfahren und erzählen, was ich ſelbſt geſehen und gehört, als ich mit dem Muthe eines Nordpolfahrers das verderbendrohende Thor des Moulin de la Galette durchſchritten und mich in Tanzſaal und Garten gewagt hatte.

Wir waren unſer vier, drei männliche und ein weibliches Weſen, und da wir ſelber auf dem Montmartre wohnten, wo der Leichtſinn in der Luft liegt, ſo war unſere kleine Geſellſchaft ſo luſtig wie eine Spatzenfamilie. Wir jauchzten und ſangen, hüpften und ſprangen und machten einen ſolchen Lärm, daß die friedlichen Bewohner des Berggipfels uns neugierig nachſchauten und einander gutgelaunte Scherzworte zuriefen, die ſich auf unſere fröhliche Schaar bezogen. Es war Sonntag-Nachmittag und dieſes Mal führte der Tag ſeinen Namen mit Recht. Erhitzt und munter langten wir endlich an dem Thore an, erlegten unſern Obolus und traten in den Schatten des Tanzſaales. Hier ſah es ungefähr ſo aus, wie auf einer Kirchweih in der Pfalz. Der Raum war nicht allzu hoch, die Wände und Pfeiler erſtrahlten in farbigem Flaggenſchmuck, auf allen vier Seiten ſtanden Tiſche und Stühle, und in der Mitte tummelt ſich das luſtige Volk. Rund um den Saal lief eine Bühne, die an einem Ende für die Muſik beſtimmt, ſonſt von Zuſchauern beſetzt war. Die Tänzer und Tänzerinnen waren das luſtigſte Völkchen, das man ſich denken kann, und die Franzoſen

haben mich alten, fröhlichen Pfälzer niemals ſo angeheimelt, wie hier in der Kuchenmühle. Während in der Rothen Mühle profeſſionelle Tänzer und Tänzerinnen angeſtellt ſind und das Publikum faſt ausſchließlich aus Damen beſteht, die ihren Geſchäften nachgehen, und aus Herren, die aus Neugierde oder unangenehmeren Gründen dahin kommen, ſieht man im Moulin de la Galette faſt nur junge Leute aus dem quartier, ſämmtlich von der alleinigen Abſicht beherrſcht, ſich zu amüſiren. Dieſe Abſicht wird denn auch ausgeführt und man müßte ein ganz und gar petrefactes Foſſil ſein, um von dieſer ausgelaſſenen Heiterkeit nicht angeſteckt zu werden. Wie die Pariſer und Pariſerinnen tanzen können, das ſieht man hier, und man kommt ſich inmitten dieſes beweglichen, graziöſen Getriebes vor wie ein alter ſchwerfälliger Brummbär. Beſonders in der Quadrille bekommt man Wunder zu ſchauen. Ich ungelenker, tanzunkundiger Holzmann hatte bis dahin die Quadrille für den langweiligſten aller Tänze gehalten, und das war kein Wunder, denn die ſteifen Verbeugungen und ſtreng angelernten Schrittweiſen, die ich in deutſchen und engliſchen Tanzſälen geſehen hatte, waren nicht dazu angethan, mir großen Reſpekt einzuflößen. Aber jetzt machte ich die Augen auf: Da war nichts von Dreſſur und Schule, nichts Steifes und Abgezirkeltes, nein, es ſprudelte vom tollſten, queckſilbernſten Leben. Ein jeder Tänzer und eine jede Tänzerin hatte ihre eigene natürliche Art; einer hüpfte herum wie ein Känguruh, indem er die gebeugten Arme an die Bruſt preßte und die Hände herabbaumeln ließ,

ein Anderer tanzte auf einem Beine, während er das andere gradlinig gen Himmel reckte, ein Dritter ſchlug Purzelbäume und ein Vierter ſtand gar auf dem Kopfe und ſtrampelte mit den Beinen zum Takte der Muſik. Und die Tänzerinnen bemühten ſich nach Kräften, ihren Partnern in ihren Extravaganzen beizuſtehen. Seit langer Zeit habe ich nicht ſo gelacht und geſungen und gejauchzt, wie in dieſer übermüthigen Geſellſchaft. Das Sonderbarſte bei dieſem Tohuwabohu war jedoch, daß die Figuren des Tanzes und der Takt der Muſik keinen Augenblick außer Acht gelaſſen wurden und daß ſtets Alles klappte und paßte. Es war ein Mordsſpaß!

Unſere Begleiterin, die ein echtes Kind der Bohême von Montmartre iſt, war ſofort mit Leib und Seele dabei und zwang uns, in die Reihen zu treten und mitzutanzen. Alle Einreden und Proteſte halfen nichts, und obgleich ich vom Tanz nicht viel mehr verſtehe, als vom Reichwerden, mußte ich mitſpringen und hüpfen. Nun, ich habe der deutſchen Nation Ehre gemacht, das kann ich kühnlich behaupten, denn ich führte ſo abenteuerliche Sprünge aus, ſchnitt ſo entſetzliche Grimaſſen, und ſchrie und lachte ſo mordsmäßig, daß ich ſogar in dieſem tollen Wirrwarr einige Aufmerkſamkeit erregte, was ich mit Stolz vermelde. Natürlich fiel ich ein paar Mal hin, und da ich anſehnlich lang bin und viel Raum bedecke, ſo brachte mein Sturz jedes Mal einige Nachbaren und Nachbarinnen zu Falle, was die Luſtigkeit noch bedeutend erhöhte. Kurz, wenn ich nicht zufällig aus Kreuznach wäre und die Freuden des Kreuznacher Jahrmarktes von Grund aus kennte, ſo

würde ich ſagen: In meinem Leben habe ich mich noch nicht ſo gut amüſirt, wie im Moulin de la Galette!

Nachdem wir uns einigermaßen ausgetobt hatten, verließen wir den Tanzſaal und traten hinaus in den Garten, in deſſen Mitte die alte Windmühle aufragt. Daneben iſt eine niedrige Teraſſe errichtet, von wo man beſonders nach Weſten hin eine herrliche Ausſicht hat. An dieſem Ende des Berges ſind nur vereinzelte Häuschen gebaut, bei weitem der meiſte Raum wird von kleinen Gärtchen eingenommen, und jetzt im Juni grünte und blühte Alles in herrlicher Pracht. Dieſe Gärten werden gewöhnlich von Bewohnern der Stadt für den Sommer gemiethet, der Pächter erbaut eine kleine Bretterhütte auf ſeinem Boden und zieht allerhand Blumen und Gemüſe, um dann am Sonntag ſeine ſtädtiſche Wohnung zuzuſchließen und mit Kind und Kegel, Speiſe und Trank, hier heraufzuziehen. Das nennt er: „auf das Land gehen“ und auf dieſe Weiſe kann jeder Pariſer Handwerker und Krämer in einigermaßen befriedigenden Umſtänden ſeinen „Landſitz“ haben. In dem zu der Mühle gehörigen Garten ging es ebenſo luſtig zu wie in dem Saale, denn hier waren allerlei Luſtbarkeiten hergerichtet, und das frohe Publikum machte ſich die Karouſſels, Schaukeln, Schießbuden u. ſ. w. eifrig zu Nutze. Dieſes ganze Treiben, ſowohl innen wie außen, glich ſo ſehr den rheiniſchen Kirchweihen, daß ich völlig meiner erbfeindlichen Abſtammung vergaß und den ganzen Lärm ſo voll Verſtändniß und Liebe mitmachte, als ob ich hier auf dem Montmartre geboren und von Jugend auf an die Feſte der Kuchen-

mühle gewöhnt ſei. Wir warfen mit Ringen nach Meſſern und trafen nichts, genau wie das in der Heimath zu ſein pflegte; wir ſchoſſen nach Thonpfeifen und trafen ſelten, wir fuhren Karouſſel und ſchaukelten, und auf der Schaukel machte es ſich ebenfalls wie in der Heimath, daß die gegenüberſitzende Partnerin zu unſerer Freude von ihrem Sitze in unſere Arme geſchleudert wurde. Und wir ärgerten uns hier ebenſo wenig über dies Ereigniß wie zu Hauſe. Human nature is human nature the world all over!

Die Place Pigalle.

Bei der afrikaniſchen Hitze, die zur Sommerszeit in Paris herrſcht, iſt es mein Hauptvergnügen, am brennenden Nachmittag mit thunlicher Eile das ſtickluftige Reſtaurant zu verlaſſen und einem jener kühlen Hafenorte zuzuſteuern, worin meine Freunde ſich abquälen, um die Welt mit unſterblichen Kunſtwerken zu bereichern. Zwar ſind nicht alle Ateliers hohe und luftige, gegen die Sonne geſchützte Räume, ſondern es giebt arme Teufel genug, die nackt vor der Staffelei ſtehen, um die Bleikammerhitze der Dachſtuben auszuhalten, die ihnen als Werkſtatt dienen. Daß ich derartige Ateliers in der ſegefeurigen Sommerzeit nicht aufſuche, brauche ich nicht erſt zu erwähnen. Ich nehme meinen Weg dahin, wo es kühl iſt, wo Divane ſtehen und wo die ganze Umgebung zu einer genußreichen Sieſta einläd. Während ich dann lang ausgeſtreckt auf dem weichen Polſter liege und mein Pfeifchen ſchmauche, gebe ich zu Nutz und Frommen des arbeitenden Zuhörers ganze Reihen tiefdurchdachter Apho-

rismen von mir, die sämmtlich darauf abzielen, die Liebe zur Arbeit in ihm zu stärken und ihm Abscheu vor der Faulheit, jener Wurzel aller Laster, einzuflößen, denn ob ich gleich selbst den schmalen, steinigen Pfad der Tugend verlassen habe, um mich auf dem blumigen Rasenteppich der Boheme herumzuwälzen, so habe ich mir doch immer noch Tugend genug im Herzen bewahrt, um Andere vor dem von mir gegebenen Beispiel zu warnen und sie mit der Hoffnung auf die goldene Krone zu trösten, die ihnen dereinst im Paradiese zu Theil werden muß, wenn sie sich ihr Leben lang hienieden gehörig geplagt und geschunden haben. Dort werden die fleißigen Leute auf den Divanen liegen, Pfeifen rauchen und Kaffee trinken, und wir Faullenzer, die wir diese Vergnügungen schon hier auf Erden geliebt und geübt haben, werden zur Belustigung der tugendhaften Seelen diesen letzteren die Stiefel wichsen und die Kleider ausbürsten müssen, was eine sehr unangenehme Sache ist.

Mit gerechtem Staunen und Zorn erfüllte es mich, als ich gestern Nachmittag schwitzend ein Atelier erreichte und dessen Besitzer faul auf meinem Divan liegend antraf. Ich sage „mein Divan", weil ich gewöhnlich darauf zu ruhen pflege, während mein Freund an seiner Leinwand herumpinselt.

„Himmel alle Welt!" rief ich aus, „was soll denn das heißen? Was ist das für eine Faullenzerei? Weißt Du nicht, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist? Auf an die Arbeit!"

„Habe kein Modell!" knurrte der Maler verdrießlich, „da schau her! Siehst Du dort das Dreckzeug,

das Mädel in Hoſen auf dem Zweirad? So ein einfältiges Ding ſoll ich machen, hol's der Henker!"

Dabei zeigte er mir eine jener Affichen, die heutzutage allenthalben in der Welt die nackten Wände bekleiden und den Ruhm einer beſtimmten Sorte von Kaffee, Chocolade, Cigarren oder ſonſtigen ſchönen Sachen verkünden.

„350 Francs zahlt der Burſche für eine ſolche Schweinerei, die ich ihm in drei Tagen zuſammenſchmieren kann," ſchimpfte mein Freund weiter, „und wenn ich mich drei Monate lang hinſetze und fleißig und treu ein anſtändiges Bild male, ſo kann ich mich freuen wie ein betrunkener Droſchkenkutſcher, wenn mir irgend ein Gemäldehändler 500 Frcs. dafür giebt. Zum Teufel mit der Kunſt!"

„Geſchieht euch recht," ſagte ich, „was braucht ihr Kerle Bilder zu malen, die kein Menſch haben will! Macht Schuhe oder Hoſen, verkauft Zahnſtocher oder Hemdenknöpfchen, baut Kartoffeln oder grabt Kohlen aus der Erde, kurz, thut irgend etwas Nöthiges und Nützliches. Wer braucht Bilder? Kein Menſch! Wer Bilder gern hat, geht in's Muſeum und ſieht ſich an, ſoviel ihm Spaß machen. Was braucht ihr den Herren Velasquez und Raſael, Rubens und Dürer Concurrenz zu machen! Malt Wirthshausſchilder und Bretterzäune, wenn Ihr abſolut malen müßt, aber laßt die Leinwand für die Segelmacher und Teppichfabrikanten!"

„Heiliger Antonius von Padua!" rief der Maler und ſprang vom Polſter auf, um haſtigen Schrittes in

dem Atelier auf- und abzulaufen. „Siehſt Du denn nicht, daß ich gerade daran bin, Bretterzäune zu bemalen? Das Ding da ſoll ein Reklamezettel für irgend einen reichen Hund von Zweiradfabrikanten werden, der ihn hunderttauſend Mal drucken und an allen Bretterzäunen der civiliſirten Welt anſchlagen läßt!“

„Hm, da wirſt Du auf bequeme Weiſe ein berühmter Mann!“

„Berühmt als Anſtreicher, meinſt Du; ich werde mich hüten, meinen Namen unter ſo ein Schmierwerk zu ſetzen, und hätte ich den ſchnöden Mammon nicht ſo nöthig, ſo könnte mir der Reklameonkel den Buckel hinaufſteigen!“

„Das iſt alles ſehr ſchön, aber ich ſehe keine Arbeit, Menſch! Vorwärts, die Palette in die Hand und die Leinwand angeſtrichen! Nichts iſt der Geſundheit ſo zuträglich wie Arbeit!“

Damit ließ ich mich auf den von dem Maler verlaſſenen Divan fallen, ſtreckte mich lang aus und grunzte behaglich vor mich hin. Mein Freund lief noch ein paar Mal haſtig auf und ab und verfluchte knurrend die Erde und ihre Bewohner, blieb dann vor mir ſtehen und ſagte:

„Kennſt Du ein Modell?“

„Mehrere,“ gab ich zur Antwort, „was ſoll's damit?“

„Sacré nom d'un nom! Biſt Du ſchwer von Begriff. Da zu dem Frauenzimmer auf der Zweirad-Reklame brauche ich ein Modell und kann keins finden. Die rothaarige Pepa iſt zu dick, Benedetta iſt zu dürr,

Jeanne hat bei einem Bildhauer zu thun, und Francine iſt auf dem Lande. Und das Ding muß am Samſtag fertig ſein ohne Fehl!“

„Nimm Dir doch irgend ein Mädel aus dem Café oder dem Moulin.“

„Das werde ich auch ſchließlich thun müſſen; nur kommen die Frauenzimmer nie. Trotzdem muß ich heute Abend in den Moulin Rouge gehen, falls ich vorher kein Modell finde.“

Am Abend gingen wir in das bekannte Tanzlokal, ſprachen ein halbes Dutzend Mädchen an und nöthigten einer Jeden das Verſprechen ab, am nächſten Morgen zum Modellſtehen zu kommen. Als ich am Vormittag meinen Freund beſuchte, traf ich ihn allein in ſeinem Atelier, denn von all den angeworbenen Modellen war nicht ein einziges erſchienen.

„Jetzt müſſen wir an die Place Pigalle gehen,“ ſagte ich, „dort finden wir um dieſe Zeit ſicher, was Du brauchſt.“

Alſo wandelten wir zur Place Pigalle, und am Nachmittag hatte mein Freund ſein Modell und arbeitete an ſeinem zur Schmückung der Zäune und Mauern beſtimmten Reklame-Gemälde. Denn die im Centrum des Künſtlerviertels gelegene Place Pigalle dient den Bewohnern des Montmartre in gewiſſem Sinne als Modellbörſe, und jeden Vormittag umſtehen Gruppen von Männern, Frauen und Kindern den in der Mitte des Platzes plätſchernden Springbrunnen und warten darauf, daß ein modellſuchender Künſtler ſie abhole. Die gute Hälfte der Modelle in Paris ſind Italiener

und man rühmt dieſen allgemein nach, daß ſie weit beſſer zu ſtehen wiſſen, als ihre franzöſiſchen Collegen. Diejenigen von ihnen, die keine Beſchäftigung haben, finden ſich gewöhnlich am Vormittag an der Place Pigalle ein, und in den meiſten Fällen findet hier der Künſtler ein paſſendes Modell.

Die Place Pigalle hat aber nicht nur als Rendezvous der Modelle Bedeutung für die Künſtler, ſondern ſie iſt recht eigentlich das Herz der künſtleriſchen Bevölkerung von Montmartre. Ihren Namen hat ſie von Pigalle, dem großen Bildhauer des vorigen Jahrhunderts, deſſen Talent von einer Reihe im Louvre aufgeſtellter trefflicher Werke bezeugt wird. Und in die Place Pigalle mündet die von dem Berge kommende Rue Houdon, genannt nach einem der größten Bildhauer aller Zeiten, deſſen Porträts den Künſtlern aller Welt als Vorbilder bekannt ſind. Ihm verdanken wir die unübertrefflichen Büſten von Voltaire, Rouſſeau, Buffon, Diderot, Mirabeau, Gluck, Waſhington, Franklin und anderen berühmten Männern, und bei all dieſen verſchiedenartigen Charakteren iſt es dem Meiſter gelungen, nicht nur die Geſichtszüge, ſondern auch den Geiſt des Modells feſtzuhalten. Im Louvre befindet ſich außerdem noch eine herrliche Bronze-Statue von Houdon, ein dahineilendes, nacktes Weib darſtellend, deſſen jugendlich ſchlanke Glieder die ganze jungfräuliche Keuſchheit zum Ausdruck bringen, wodurch die Schweſter Apolls, die bogentragende Artemis, gekennzeichnet wird.

Und wie der Name hat auch die Umgebung des Platzes mit Kunſt und Künſtlern zu ſchaffen, denn

ringsum kann man an den Häusern jene Riesenfenster wahrnehmen, die den Ateliers das nöthige Licht spenden. Gleich am Platze befinden sich die Ateliers von Puvis de Chavannes, dem Präsidenten der am Champ de Mars ausstellenden Künstler-Genossenschaft, und dicht daneben arbeitet der Elsässer Henner, dessen nackte Frauengestalten in der ganzen Welt bekannt sind. Am unteren Ende des Platzes steht eines der bekanntesten Kaffeehäuser des Montmartre, die Nouvelle Athènes, zu deren berühmten Stammgästen außer dem Schreiber dieser Zeilen die Maler Puvis de Chavannes, Marcel Desboutins, Adolphe Wilette, Charles Leandre u. s. w., die Schriftsteller Alphonse Allais, George Courtelines u. s. w. und eine ganze Anzahl sonstiger bekannter Leute gehören. Neben der Nouvelle Athènes steht das Café du Rat Mort, wo es etwas bunter zugeht als in den klassischen Räumen von Neu-Athen. Die Todte Ratte ist nämlich mit dem an der Place Blanche gelegenen Kaffeehause Hauptquartier der gefälligen Damen von Montmartre und in Folge dessen wird in ihrem Bauche häufig recht unchristlich randalirt.

Noch ein berühmtes Lokal ziert die Place Pigalle, aber ich rathe keinem meiner Leser, seine Mahlzeiten daselbst einzunehmen. Dies ist die Abbaye Thelême, wo ich einmal, verlockt durch den hellen Schein der elektrischen Lampen und durch verschiedene andere Dinge, deren Beschaffenheit den Leser nichts angeht, zu Abend gespeist habe und dafür ungefähr soviel Mammon zahlen mußte, als ich mir in einer Woche zusammenschreibe. Freilich war ich damals noch grün und wußte nicht,

daß die Abbaye nur eine Rattenfalle für die jeunesse dorée von Paris iſt und ihren hübſchen Namen gar nicht verdient. Denn dieſer Name entſtammt dem Buche, worin mehr gegeſſen und getrunken wird, als in irgend einem anderen Werke gleichen Umfangs, dem Gargantua von François Rabelais. Als Gargantua glücklich ſeine Feinde beſiegt hatte, wollte er den Mönch Jean zur Belohnung für ſeine tapferen Dienſte zum Abte eines bereits beſtehenden Kloſters machen, der Mönch aber ſchlug die ihm zugedachte Gnade aus, und nun wurde nach ſeinen Vorſchriften die Abtei von Thelême errichtet, bei deren Beſchreibung Rabelais ſeiner Phantaſie nicht viel weniger Spielraum läßt, als Thomas More bei der Schilderung von Utopia. Der Mönch hatte lange genug im Kloſter gelebt, um die darin übliche Lebensweiſe ſatt zu bekommen, und ſo bemühte er ſich nach Kräften, die neue Abtei den beſtehenden Klöſtern ſo unähnlich wie möglich zu machen.

„Die Klöſter ſind ſtets von Mauern eingeſchloſſen,“ ſagte er, „deshalb kommt nun die Abtei keine Mauer. — In den Klöſtern wird jede Stelle gründlich gereinigt, die von einer Frau berührt worden iſt, falls eine ſolche überhaupt das Kloſter betreten darf. In der Abtei ſoll man es ebenſo mit Bezug auf Mönche und Nonnen halten. In den Klöſtern iſt alles genau nach der Zeit geregelt, in der Abtei ſoll es überhaupt keine Uhren und Zeitmeſſer geben, denn der ſicherſte Zeitverluſt wird durch das Zählen der Stunden bewirkt. Man ſteckt nur ſolche Männer und Frauen in's Kloſter, die durch körperliche oder geiſtige Gebrechen für das Leben

untauglich ſind, in die Abtei ſollen nur geſunde, ſchöne und kluge Menſchen aufgenommen werden. In anderen Klöſtern ſchleichen ſich die Weiber heimlich zu den Männern und umgekehrt, in der Abtei ſollen die beiden Geſchlechter ſtets zuſammen ſein. In den Klöſtern müſſen die einmal Aufgenommenen bleiben bis zum Tode, aus der Abtei können ſie ſcheiden, ſobald es ihnen beliebt. In den Klöſtern werden gewöhnlich drei Gelübde verlangt: Keuſchheit, Armuth, Gehorſam; in Thelême können ſie verheirathet ſein, und alle ſollen reich und frei leben."

Wer noch mehr über das von Rabelais erträumte „Kloſter der Zukunft" wiſſen will, das übrigens im Grunde genommen eine Erziehungsanſtalt ſein ſollte, denn das Aufnahmealter war für Mädchen auf 10 bis 15 Jahre, für Knaben auf 12 bis 18 Jahre feſtgeſetzt, mag den Gargantua zur Hand nehmen und für ſich ſelbſt leſen. Wer ſich bisher an der kräftigen Koſt von Cervantes, Shakeſpeare, Fielding, Smollet u. ſ. w. gelabt hat, der wird auch an dem luſtigen franzöſiſchen Lebensweiſen ſeine reine Freude haben und ſich von den urwüchſigen Derbheiten nicht abſchrecken laſſen.

Die Place Pigalle beſteht zwar erſt ſeit der Niederlegung der alten Feſtungswerke unter der Regierung des dritten Napoleon, aber trotzdem hat ſie bereits eine hiſtoriſche Rolle geſpielt. Hier fiel am Vormittag des 18. März 1871 der Schuß, der zu dem Aufſtande der Nationalgarde und zu der Herrſchaft der Commune den unmittelbaren Anlaß gab. Vor Tagesanbruch waren die Soldaten gekommen, um die

auf dem Gipfel des Berges aufgestellten Kanonen zu holen. Aber es mangelte an Gespannen, und ehe diese beschafft waren, bekam man Wind von dem Vorhaben der Regierung. Männer, Weiber und Kinder eilten herbei, die Soldaten fraternisirten mit der Menge, und die Offiziere waren froh, wenn sie sich still davonschleichen konnten. An der Place Pigalle hatte der Hauptmann Fitz-James seinen Soldaten dreimal Befehl gegeben, auf die zur Verbrüderung mahnende Menge zu schießen. Statt dem Befehle zu gehorchen, wandten sich die Soldaten gegen ihren Führer: der Hauptmann fiel sammt seinem Pferde unter einem Hagel von Kugeln, die theils von regulären Soldaten, theils von Nationalgardisten abgefeuert worden waren. Zehn Minuten später war von dem todten Pferde nichts mehr übrig als die Eingeweide. Pferdefleisch war ein kostbarer Leckerbissen während der Pariser Belagerung, und kaum war das Pferd des Hauptmanns gefallen, als eine hungernde Menschenmenge mit Beilen und Messern über das todte Thier herfiel, um es in Stücke zu hacken. Die Nachricht von den Vorgängen auf dem Montmartre bewog Herrn Thiers, noch an demselben Tage aus der Stadt nach Versailles zu fliehen und sämmtlichen Truppen Befehl zu geben, ihm dahin zu folgen. Durch dieses feige Verhalten war Paris seiner Regierung beraubt; das Centralcomité der Nationalgarde übernahm daher vorläufig die Verwaltung und führte sie, bis aus allgemeinen Wahlen der Stadtrath, die Commune, hervorgegangen war. Während des Straßenkampfes in der Maiwoche waren die Barrikaden

der Place Pigalle dadurch bemerkenswerth, daß ſie faſt ausſchließlich von Frauen vertheidigt wurden. Heute plätſchert der Springbrunnen luſtig inmitten des runden Platzes, und nichts erinnert an jene ſchreckliche Zeit, wo die reactionäre und bigotte Provinz ihre Triumphe im Blute der liberalen und freidenkenden Hauptſtadt feierte.

Im Café.

Das Café iſt eine ausgeſprochen ſüdliche Inſtitution, die im Norden nicht mehr zu Hauſe iſt als die Palmen und Feigen des Treibhauſes. In Deutſchland hat man das Café eingeführt, aber es iſt nicht das Volk, das man daſelbſt antrifft, ſondern jene internationale Klaſſe, die heutzutage in allen größeren Städten zu finden iſt. Das deutſche Volk zieht das Wirthshaus vor und ſitzt lieber beim Glaſe Wein oder Bier als bei dem duftigen Tranke aus Arabien. Das deutſche Kaffeehaus iſt eigentlich nur ein Leſeſaal, wohin man geht, um in- und ausländiſche Zeitungen zu durchblättern. Schlimmer als in Deutſchland ſteht es mit dem Kaffeehaus in England, wie denn überhaupt die germaniſchen Volksſtämme einem ſolchen Aufenthaltsorte wenig geneigt ſcheinen. Drei oder vier Stunden in einem Lokale zuzubringen und dazu eine Taſſe Kaffee zu trinken, das leuchtet dem Germanen nicht gut ein, denn er huldigt vor allen andern Götzen den Herren Bacchus und Gambrinus. Das Café kann nur

bei einem zugleich mäßigen und indolenten Volke zur nationalen Einrichtung werden, und bei den Völkern deutscher Abstammung hapert es bedenklich, wenigstens was das erstgenannte Erforderniß anlangt. In Amerika treffen beide Bedingungen nicht ein, und in Folge dessen giebt es in den ganzen Vereinigten Staaten nicht ein einziges Café, was den Namen verdiente. In England ist es nicht viel besser, und für das ungeheure London genügen zwei oder drei Cafés, ebensoviele wie irgend ein spanisches, italienisches oder französisches Städtchen von 10,000 Einwohnern aufzuweisen hat.

Da das Café einen beschaulichen Lebenswandel voraussetzt, und da wir in einem Zeitalter leben, das uns nur in den seltensten Fällen zu diesem angenehmen Dasein kommen läßt, so ist es wahrscheinlich, daß die Zahl dieser Bummellokale eher ab- als zunimmt. Deutlich zu merken ist dies in Paris, wo die brasserie immer mehr Boden gewinnt und das Café verdrängt. An den Boulevards giebt es mindestens doppelt so viele Lokale, in denen bayrisches Bier verschänkt wird, als Kaffeehäuser. Im Anfang dieser Bierinvasion sträubten sich die Patrioten gegen die Einführung des deutschen Wirthshauses und wütheten sehr gegen das aus dem Lande des Erbfeindes stammende Getränk. Aber es half nichts, das Pariser Publikum fand Geschmack an dem bayrischen Bräu, und heute giebt es kein einziges, halbwegs anständiges Lokal in Paris, wo nicht deutsches Bier verzapft wird. Wenn man sich am Abend im Café umschaut, sieht man mehr Bierseidel als Kaffeegläser auf den Marmortischen, und

das Bier hat sich bereits so acclimatisirt, daß sogar die ärgsten Chauvinisten und Revanchisten dem blondbärtigen Gambrinus huldigen.

Ich muß gestehen, daß mich diese Triumphe des Bieres nicht zur Begeisterung hinreißen. Ich bin zwar kein Suppenkaspar und weiß sowohl ein Glas Wein als auch ein Seidel Bier gebührend zu würdigen, aber andererseits ist auch das Café des mäßigen Südländers eine schöne Sache und unter Umständen der Weinkneipe und dem Bierhause vorzuziehen. Sehr leid sollte es mir thun, wenn der Biercultus schließlich auch in Frankreich die Proportionen annehmen sollte, die ihm seine deutschen Priester angewiesen haben. Denn in der That ist mir nichts mehr zuwider als die unmäßige Sauferei, wie sie von der „gebildeten Jugend" Deutschlands mit allen Chicanen und Finessen betrieben wird. Meines Erachtens beweist man dadurch, daß man Gehirn und Magen so lange unter Bier und Wein setzt, bis der letzte Funken Verstand elendiglich ersoffen ist, seine absolute Unfähigkeit, einen guten Tropfen zu schätzen. Wenn es irgendwo mehr auf Qualität als Quantität ankommt, so ist es beim Getränk der Fall, und ein Mensch, der sich mehr als ein Mal in seinem Leben bis zur Bewußtlosigkeit besäuft, thäte gut, sich zu ersäufen. Wir Deutsche neigen allzusehr dazu, aus unserm Nationallaster eine Tugend zu machen, indessen muß man irgendwo eine Grenze ziehen. Ein wüster Gewohnheitssäufer hat kein Recht, sich auf die Phantasieen im Bremer Rathskeller, auf Mathias Claudius oder Scheffel zu berufen, und das Vieltrinken zu einer Kunst

erheben zu wollen, dünkt mir ein sehr bestialisches Unternehmen. Um nach diesen hartherzigen Bemerkungen nicht in ein falsches Licht zu gerathen, füge ich noch bei, daß ich vom Rheingau stamme, außerordentlich gerne guten Wein trinke und sehr froh wäre, wenn ich das Geld wieder hätte, was mich allerlei fermented and alcoholic liquor gekostet hat. Im letzteren Falle würde ich alsobald wieder eine Reise nach Spanien antreten oder sonstwohin, wo die Sonne warm scheint und man von Eis und Schnee nichts weiß.

Schnee und Eis bringen mich auf den Winter, und der Winter auf das Einheizen. Dies ist in Pariser Kaffeehäusern herzlich schlecht und überhaupt wird der Comfort der Gäste sehr wenig berücksichtigt. Die Kellner sind durchaus nicht zu höflich, übrigens ein Umstand, der mich nicht ärgert. Was mich ärgert, ist, daß meine Landsleute die besten Kellner abgeben, d. h. also, daß sie sich zum Bedienen anderer Leute trefflich eignen. Dies ist durchaus nicht erfreulich und läßt sich ohne Zweifel durch die falsche Erziehung in Deutschland erklären, die vor allem darauf abzielt, dem Kinde Gehorsam und „Respekt“ beizubringen. Daher kommt es auch, daß in Deutschland Kellner häufig von Gästen mit roher Frechheit behandelt werden und alle Beleidigungen unterthänigst einstecken. In Amerika würde ein auf diese Weise angefahrener Kellner dem Gaste einfach etwas an den Kopf werfen, und in Frankreich ginge es ihm wohl so ähnlich, aber in Deutschland wird der Kellner für den geringsten Widerspruch, den er gegen einen Gast zu erheben wagt, entlassen,

und deshalb muß ſich ſo ein armer Teufel malträtiren laſſen.

In meinem Quartier befinden ſich alle bedeutenderen Lokale am Boulevard de Clichy. Da liegen auch die drei bedeutendſten Cafés des Quartiers, das ſog. Café Blanche an der Place Blanche, das Café de la Nouvelle Athènes und das Café du Rat Mort an der Place Pigalle. Das Café Blanche iſt am belebteſten nach Mitternacht, d. h. wenn der Cancan in dem gegenüberliegenden Moulin Rouge zu Ende iſt. Dieſes allen unverheiratheten Beſuchern von Paris bekannte Tanzlokal ſpeit zwiſchen 12 und 1 Uhr Nachts ſeine Beſucher aus, und Männlein und Fräulein ziehen dann hinüber in das Café, deſſen Stammgäſte um dieſe Zeit nach Hauſe zu gehen pflegen. Um Mitternacht beginnt im zweiten Stock des Cafés eine Muſikkapelle die Ausübung ihrer Künſte, und außer den neueſten Erzeugniſſen der Pariſer Tingeltangelmuſik kann man da Tarara-boom-de-aye, Daddy woudn't buy me a Bow wow, After the Ball is over, die Bowery und ſonſtige, das Herz des Amerikaners mit ſüßen Erinnerungen und patriotiſchem Stolze erfüllende Melodien anhören. Das Lokal iſt übervoll, die Luft entſetzlich dick, denn alle Anweſenden — irrespective of sex — rauchen, und ein Conglomerat theils angenehmer, theils unangenehmer Gerüche und Geräuſche umwirbelt den Eintretenden. Sämmtliche Damen gehören jener menſchenfreundlichen Klaſſe an, die in großen und halbgroßen Städten zahlreich vertreten iſt, aber man wird von ihnen nicht, wie es z. B. in Berlin der Fall wäre, beläſtigt. Die

Unterhaltung ist natürlich sehr frei und ungezwungen, ist aber fast immer frei von jenen Rohheiten und Gemeinheiten, womit die Berliner Berufsgenossinnen dieser Damen um sich zu werfen pflegen. Viel Tugend haben sie freilich nicht.

Ueberhaupt muß ich hier das Geständniß ablegen, daß mein Quartier nicht sehr tugendhaft ist. Wenn ich es recht überlege, komme ich zum Schlusse, daß ich eigentlich so ziemlich der einzige, leidlich tugendhafte Bewohner des Montmartre bin, einen alten Bekannten von mir ausgenommen, der das Zipperlein am Halse hat und nächstens in's 65. Jahr tritt. Indessen glaube ich nicht, daß die Tugend dieses meines Freundes ihrem Besitzer zum Paradiese verhelfen wird, denn es ist nur physische, nicht aber moralische Tugend, die ihm als Leitstern dient.

So ziemlich dieselbe Gesellschaft, die man nach Mitternacht an der Place Blanche findet, kann man gegen sieben Uhr Abends im Café du Rat Mort antreffen, wo um diese Zeit die glänzendsten Sterne der demi-monde vom Montmartre diniren. Das Essen im Rat Mort ist ganz gut und nicht theuer, aber die demi-monde ist außerordentlich zahlreich auf dem Montmartre, und in Folge dessen muß man mit betrübend wenig Platz vorliebnehmen und es sich gefallen lassen, wenn die schönen Nachbarinnen sich Einem beinahe auf den Schooß setzen. In dieser Enge wird es dann unerquicklich warm, und da die Damen sich sehr vieler und starker Parfüme bedienen, so ist die Luft nicht die beste und wenig zum kräftigen und genuß-

reichen Essen geeignet. Aus diesem Grunde habe ich nur ein einziges Mal im Rat Mort gespeist, und bin jetzt in einem kleinen Restaurant Stammgast, wo mehr Platz und Luft ist.

Jedes Café in Paris hat seine Stammgäste, die alltäglich zur bestimmten Stunde erscheinen, höchst entrüstet aussehen, wenn Jemand auf ihrem gewohnten Platze sitzt, und stets dasselbe Getränk in gleicher Quantität genießen, genau ebenso, wie es Stammgäste in Deutschland und Amerika zu thun pflegen. Selbstverständlich habe ich mir ebenfalls ein Stammcafé zugelegt, und ich muß mit gelinder Scham bekennen, daß ich entsetzlich viel Zeit in meinem auserwählten Lokal verbringe. Mein Stammcafé ist die Nouvelle Athènes, und dort habe ich jetzt nicht mehr nöthig, den Mund aufzuthun, um Alles zu bekommen, was ich wünsche. Wenn ich Morgens zwischen zehn und elf Uhr erscheine, bringt mir der Kellner eine Tasse Chocolade und die Morgenblätter, Nachmittags zwischen fünf und sechs stellt er, ohne auf mein Bestellen zu warten, einen absinthe-citron, das Tintenfaß und die Schreibmappe vor mich hin, und Abends gegen neun Uhr credenzt er mir ein Glas Kaffee und bringt das Schachbrett.

Es giebt Leute in Paris, die ganz und gar im Kaffeehause leben und zu jeder Tageszeit daselbst anzutreffen sind. Andere, besonders Journalisten und sonstiges Federvolk, kommen dahin, um zu arbeiten. So fügt es sich, daß ich diese Zeilen im Café schreibe, während rings umher an den Tischen Stimmengewirr,

Gläsergeklirr und Dominogeklapper schallt. Nicht weit von mir in einer Ecke sitzt ein bekannter Kunstkritiker, der allabendlich um acht Uhr mit einer großen Mappe unter dem Arme erscheint und sich an seinem angestammten Platze niederläßt. Der Kellner bringt Kaffee und Schreibzeug, der Kritiker entnimmt seiner Mappe allerlei Bücher, Broschüren, Notizen u. s. w. und beginnt sein Tagewerk. Solange überhaupt noch ein Gast in der Nouvelle Athènes zu sehen ist, oft bis drei Uhr Morgens, sitzt der Mann da und arbeitet, unbekümmert um den ihn umbrausenden Lärm. Ganz so sehr bin ich noch nicht zum Kaffeehausmenschen geworden, und ich ziehe meine stillen vier Wände zum Arbeiten vor, aber in dem gegenwärtigen Falle kann es nur die couleur locale erhöhen, daß ich im Café arbeite. Mein Stammcafé genießt den Vorzug, daß eine ganze Menge berühmte Leute zu seinen Stammgästen gehören und gehört haben. Der Montmartre ist, wie ich schon oben gesagt, der Sitz der Musen, und in jedem Hause wohnen ein paar Maler, Bildhauer, Schriftsteller oder Musiker, und jedes der Cafés auf dem Montmartre hat seine ständige Kundschaft aus diesen Kreisen. So pflegte Emile Zola, ehe er zu vielem Geld und Ruhm gekommen, in der Nouvelle Athènes zu verkehren, und der Maler Puvis de Chavannes, der sein Atelier wie sein gleichberühmter College Henner dicht neben dem Café hat, läßt sich heute noch häufig in der Nouvelle Athènes sehen. Von kleineren Größen, die es aber auch bis zum Nationalmuseum im Luxembourg gebracht haben, wie

Marcel Desboutins, könnte ich dem Leſer eine Menge nennen.

Darunter ſind die ſeltſamſten Geſtalten zu ſehen. Desboutins z. B. trägt ſtets ein Sammtbarett, unter dem lange weiße Locken hervorquellen, genau ſo wie er auf ſeinem Selbſtporträt im Luxembourg ausſieht. Ein anderer erſcheint mit einem rieſigen Schlapphut, einem die ganze Geſtalt maleriſch drapirenden ſpaniſchen Mantel und einem armsdicken Knüppel in der Hand, ſodaß man ſich einem Zwillingsbruder von Jack the Ripper gegenüber glaubt. Neben dieſen phantaſtiſchen Aufzügen ſieht man Cylinder von allen Formen und Moden, die in den letzten fünfzig Jahren getragen worden ſind, und neben verſchliſſenen und wohl gar zeriſſenen Sammtjoppen glänzen elegante Fräcke. Auf dem Montmartre machen Kleider keine Leute und der Mann im farbigen Flanellhemde erfreut ſich desſelben Anſehens wie der gommeux mit der diamantenen Bruſtnadel, ſolange er in ſeiner Kunſt etwas leiſtet. Derlei Vorurtheile giebt es nicht auf dem Montmartre, dem Mittelpunkte der Bohème von Paris. —

Seit einer halben Stunde drängt mich mein Freund, der italieniſche Maler, die Feder wegzulegen und die allabendliche Schachpartie zu beginnen, und da ich glaube, daß der Leſer jetzt ein genügend deutliches Bild von dem Treiben in den Cafés des Montmartre bekommen hat, ſo will ich ſeiner Aufforderung nachgeben, denn ein Stammgaſt hat nicht nur Rechte, ſondern auch Pflichten. Eine der von mir übernommenen

Pflichten beſteht darin, jeden Abend mit dem Italiener eine oder mehrere Partien Schach zu ſpielen, und ich glaube, ich würde bei den Kellnern und übrigen Stammgäſten mein ganzes ſtammgaſtliches Preſtige verlieren, wollte ich plötzlich dieſe nunmehr unumſtößlich feſtſtehende Gewohnheit aufgeben. Alſo weg mit Feder und Tinte, her mit dem Schachbrett!

Colonel Lisbonne.

Vormittags so gegen elf Uhr, wenn ich im Cafe de la Nouvelle Athenes sitze und die Zeitungen lese, tritt gewöhnlich ein untersetztes, theatralisch aufgeputztes Männlein herein, das den Gästen freundlich zunickt und dann an einem der Marmortische platznimmt. Auf dem Lockenhaupte, das hie und da schon graue Haare zeigt, sitzt ein altmodischer Cylinder mit flachem Rande, dessen Haupttheil aus einem Ofenrohr geschnitten zu sein scheint. Darunter erglänzt ein fettes, rothes Gesicht, zwei kleine Schweinsäuglein lachen verschmitzt unter den buschigen Wimpern hervor, und ein halb verwegen, halb zierlich aussehender Schnurrbart bedeckt die Oberlippe. Der Oberkörper steckt in einer zugeknöpften Sammtjoppe, den Hals ziert ein weiter Umlegekragen, und eine künstlich geschlungene, große Kravatte bedeckt die Brust über der Sammtjacke. Die etwas sehr kurz gerathenen Beinchen sind in Sammthosen verborgen, die wie auf den Kopf gestellte Zuckerhüte aussehen: oben umschlottern sie die Schenkel

furchtbar weit, während sie am Fuße eng anschließen. Ein paar elegant beschuhte, zierliche Füßchen machen den Beschluß des Männleins, das sich stets elastisch tänzelnd bewegt und jede Geste so ausführt, als ob es sich in dem elektrischen Glanze der Bühne präsentirte.

Diese komische Erscheinung ist der Colonel Lisbonne, den jeder Pariser kennt, und der es deshalb eigentlich nicht nöthig hat, alle seine Reden mit den Worten zu beginnen: „Moi, je suis Lisbonne, le colonel Lisbonne!“ Der Mann sieht aus wie ein Schauspieler oder Maler, der in Ermangelung anderer Beweise seines künstlerischen Genies sich darauf verlegt hat, sein Aeußeres in sonderbarer, auffallender Weise herauszuputzen. Von dem alten Soldaten, den der militärische Titel anzeigt, ist in seinem Wesen und seiner Haltung blutwenig zu merken. Das kommt daher, daß Lisbonne niemals in der regulären Armee gedient hat und seinen Titel der kurzen Herrschaft der Commune verdankt. Unter der Commune hat das Männchen eine gar nicht unbedeutende Rolle gespielt, und in den blutigen Tagen des Wonnemonats 1871 hat er seine Tapferkeit auf und hinter den Barrikaden bewiesen.

Maxime Lisbonne war vor dem Kriege Schauspieler und blieb diesem Berufe auch während der année terrible getreu. Der Arbeiter, der bei allen Revolutionen den Kern der Aufständischen bildet, ist selten gewohnt, sich in der Oeffentlichkeit zu zeigen. Wenn er in einer großen Versammlung vortreten, reden und handeln soll, so verwirren ihn die vielen auf ihn gerichteten Blicke, die Worte kommen nur zögernd und

ſtockend von ſeinen Lippen, er fühlt ſich genirt und gedrückt und nimmt gerne einen unbeachteten Platz in der Menge ein, die führende Rolle Anderen überlaſſend, die gewohnt ſind, vor die Oeffentlichkeit zu treten, und die das Lampenfieber längſt überwunden haben. So kam es, daß eine ganze Anzahl der Führer der pariſer Commune weder überzeugte Communiſten, noch tapfere Soldaten, noch ehrliche Arbeiter, ſondern ganz einfach Hanswurſte waren, die ſich königlich freuten, einmal eine wirkliche Rolle ſpielen zu können. Neben Delescluze und Tony-Moilin und vielen anderen ehrlichen und tapferen Streitern für die ſocialiſtiſchen Ideen fanden ſich Leute wie Rochefort, der zwar in ſeiner Zeitung, dem „Mot d'Ordre", gehörig mit dem Säbel raſſelte, ſich aber hütete, ſeinen Platz auf den Barrikaden einzunehmen. Delescluze und Tony-Moilin ſind mit vielen Tauſenden ihrer Genoſſen und vielen Tauſenden ihrer Mitbürger, die der Commune gleichgültig oder gar feindlich gegenüberſtanden, der beſtialiſchen Wuth der Verſailler zum Opfer gefallen; Rochefort und Lisbonne geriethen zu ihrem Glücke erſt dann in die Macht der Truppen, als das blinde Morden und Füſiliren aufgehört hatte. Dem Umſtande haben es die beiden zu verdanken, daß ſie noch am Leben ſind, denn in der blutigen Maiwoche gab es kein Gericht für die Unglücklichen, die im Verdachte ſtanden, irgend welche Berührung mit der Commune gehabt zu haben.

Von Unteroffizieren befehligte Patrouillen durchſuchten die Häuſer der eroberten Stadttheile, und Jeder, der eine Hoſe der Nationalgarde trug, der ſchwarze

Hände hatte, — man nahm an, daß sie vom Pulver geschwärzt waren —, dessen Rock an der Schulter abgeschabt war, als ob er ein Gewehr getragen habe, der eine Kanne mit Petroleum im Hause hatte, und eine Menge Leute, die aus sonstigen Ursachen Verdacht erregten, sie alle wurden ohne Verhör und ohne Gericht an Ort und Stelle füsilirt. Das war eine herrliche Zeit, sich seiner Feinde, Concurrenten und Nebenbuhler zu entledigen, und nichts kann einen größeren Ekel vor der Niederträchtigkeit des Menschengeschlechts erzeugen, als das Studium dieser schrecklichen Zeit, die immer noch keinen zuverlässigen Historiker gefunden hat. In drei Wochen, vom 22. Mai bis zum 13. Juni 1871, sind in der pariser Polizeipräfectur dreihundertundneunundsiebenzigtausend, achthundert achtundzwanzig Personen als Anhänger der Commune denuncirt worden. Wahnsinnig vor Furcht suchten viele sich dadurch vor dem Blutbade zu retten, daß sie sich als Todfeinde der Commune aufspielten und Nachbarn und Bekannte denuncirten. Andere zeigten einfach ihre persönlichen Feinde oder ihre Geschäftsconcurrenten an. Während der Maiwoche und in den ersten Tagen des Juni genügte eine solche Denunciation, um den Betreffenden dem Tode auszuliefern, und wie viele Tausende mögen da unschuldig gemordet worden sein! Später wurden die Denuncirten dem Kriegsgerichte vorgeführt, und obgleich diese Gerichte nicht ganz frei von der Mordmanie waren, die während und kurz nach dem Straßenkampfe die Versailler ergriffen hatte, mußten doch Viele freigesprochen werden. Ein Mann, der siebenzehn Mal

denuncirt war, wurde gänzlich ſchuldlos gefunden. Darnach kann man ſich ungefähr vorſtellen, welche niederträchtigen Beweggründe die meiſten der 380,000 Denunciationen veranlaßt hatten.

Colonel Lisbonne hatte ſich im Kampfe ſowohl vor den Mauern als auch auf den Barrikaden ſo ſehr hervorgethan, daß er von dem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt wurde. Obgleich er ſtets etwas nach dem Comödianten ausſah und handelte, ſo iſt doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß er einer der treueſten und tollkühnſten Soldaten der Commune geweſen iſt. Erſt als er auf dem Platze von Chateau d'Eau ſo ſchwer verwundet worden war, daß er für todt weggetragen wurde, verſchwand er aus den vorderſten Kampfesreihen. Auch vor dem Gerichte trug er bewundernswerthen Muth zur Schau und nahm das Todesurtheil lächelnd hin. Die Begnadigungs-Commiſſion verwandelte das Urtheil in lebenslängliche Galeerenſtrafe, und Lisbonne hat mit vielen ſeiner Kampfgenoſſen dieſes ſchreckliche Leben bis zum Jahre 1880 ausgehalten. Dann ſchenkte ihm die Amneſtie die Freiheit wieder, und wenn er ſeither, um ſein Brot zu gewinnen, den Comödianten etwas gar zu ſtark hervorkehrt, ſo kann man dieſe Mängel einem Manne, der ſo Schweres erduldet hat, ſchon verzeihen.

Seit fünfzehn Jahren lebt Lisbonne davon, daß er einſt Oberſt in der Armee der Commune geweſen iſt. Zwar bezahlen ihm ſeine ehemaligen Untergebenen, ſoweit ſie den Metzeleien entronnen ſind, keine Penſion für die der Sache des Communismus geleiſteten Dienſte,

und auch mit der ſocialen Bewegung hat er ſich ſeither nicht abgegeben. Er iſt ganz einfach zu ſeinem einſtigen Metier als Schauſpieler zurückgekehrt und benutzt ſeinen militäriſchen Titel und ſeine communiſtiſche Vergangenheit als Aushängeſchild, um möglichſt viele Neugierige in ſein Lokal zu locken.

Dies iſt ein in der Nähe der Place Pigalle gelegenes Cafe chantant, dem der Colonel ſoviel wie möglich einen originellen Anſtrich zu verleihen bemüht iſt. Die Abendunterhaltung beginnt gegen elf Uhr und dauert bis zwei oder drei. Nachdem man auf die neben der Thüre angebrachte Klingel gedrückt hat, öffnet ein in phantaſtiſcher Livree ſteckender Portier, und man tritt in einen nicht allzugroßen Saal, der ſtets gedrängt voll iſt. Rücken an Rücken und Schulter an Schulter ſitzen Männer und Frauen — die letzteren gehören alle jener Klaſſe an, von der Dante Gabriel Roſetti ſagt: fond of a kiss, and fond of a guinea — an kleinen, ſchmalen Tiſchen und trinken Bier. Die Luft iſt von Tabaksrauch ſo geſchwängert, daß man im Anfang überhaupt nichts ſehen kann, denn nicht nur die männlichen, ſondern auch die meiſten weiblichen Anweſenden paffen ihre Cigarette, Cigarre oder Pfeife. Falls man nicht gerade während eines Vortrags eintritt, der nicht unterbrochen werden darf, denn Colonel Lisbonne beſteht ſtrenge auf dem künſtleriſchen Werthe ſeiner Vorſtellungen, wird man von einem fürchterlichen Lärm empfangen.

Lisbonne ſteht hinten auf einem nicht ſehr hohen Podium, von wo er den ganzen Raum und die Thüre

beherrscht. Hält er die Eintretenden für wichtig genug, um ihnen einen feierlichen Empfang zu bereiten, so commandirt er: „Achtung! Salutirt die alten Besenstiele“, oder die „munteren Schweinekerle“, oder die „hübschen Kameelsköpfe“, je nachdem ihm gerade ein Gassenwort einfällt. Als ich seine Bude zum ersten Male besuchte, war es kalter Winter, und ich trug deshalb eine Pelzmütze und hatte mich gehörig in meinen Mantel gewickelt. In Folge dessen lautete meine Begrüßung: Salut à l'ambassadeur russe! Sobald das Commandowort ertönt, schlägt der Pianist mächtig auf das Instrument, und die ganze Gesellschaft brüllt aus Leibeskräften einen Vers, der die vieux chameaux willkommen heißt. Der also Begrüßte muß gute Miene zu diesem sonderbaren Empfang machen und darf sich dann durch die Anwesenden durchzwängen, um ein Plätzchen zu suchen. In dieser Gesellschaft wird nichts übel genommen, so lange man eine lustige Miene beibehält, bereitwillig wird zur Seite gerückt und Platz gemacht, und es schadet nicht, wenn man hie und da auf einen Fuß tritt oder ein Glas umwirft.

Ist man im sicheren Hafen angelangt und hat sein Glas Bier vor sich stehen, so kann man Umschau halten und die Umgebung mustern. Die Gesellschaft ist so gemischt, wie sie nur sein kann. Neben eleganten Cylindern neuester Mode sieht man alte, abgetragene Filze, Soldatenmützen und spanische Barette, neben fadenscheinigen Ueberziehern hochfeine Paletots und theure Pelzmäntel. Wie in all' diesen Vergnügungslokalen des Montmartre, sind die meisten Anwesenden

nicht aus dem Quartier Montmartre, ſondern Leute aus dem übrigen Paris oder aus den Provinzen, die ſich einen vergnügten Abend machen und die „Löwen“ des Montmartre beſichtigen, unter denen der Colonel einen Ehrenpoſten behauptet. Die Wände des Raumes ſind mit Carrikaturen und Plakaten bedeckt, zumeiſt obſcönen Inhalts, von denen einige ſehr geſchickt gemacht ſind und von wirklichen Künſtlern, Freunden und Bekannten Lisbonne's, ſtammen. Auf einer Seite iſt eine Loge, laut einer darüber befindlichen Inſchrift für den Präſidenten der Republik, Vertreter auswärtiger Mächte, Senatoren, Miniſter und cocottes reſervirt.

Das Programm beſteht allabendlich aus einer Reihe von Geſangsvorträgen und einer „revue“. Die Lieder ſind ohne Ausnahme ſo ſchmierig wie nur möglich, viel unangenehmer gemein als die im Commersbuche nicht enthaltenen Verſe des „Wirthshauſes an der Lahn“, und werden von jungen Burſchen, deren Geſichtsausdruck ſich mit dem Inhalte der Lieder vollkommen deckt, und Frauenzimmern, die jung und hübſch, aber um kein Haar beſſer als ihr Ruf ſind, vorgetragen. Da Lisbonne ſein Geſchäft als „communard“ betreibt, nennen dieſe „Künſtler“ ſich gegenſeitig „Genoſſe“ und „Genoſſin“. Die „revue“ iſt ein Puppenſpiel, worin der Präſident und ſein Premierminiſter in Geſellſchaft von Straßendirnen auftreten und ſich im ausgewählteſten „argot“ des Montmatre unterhalten.

Natürlich hat Lisbonne und ſeine „Genoſſen“ und „Genoſſinnen“ nicht das Geringſte mit den heutigen Sozialiſten zu thun, obgleich er mitunter, um Reklame

für ſich und ſein Tingeltangel zu machen, in einer Verſammlung erſcheint und ſich als Märtyrer des Communismus aufſpielt. Da er im übrigen ein guter Kerl und harmloſer Buriche iſt, laſſen ſich die Sozialiſten ſein Treiben gefallen, ohne ſich um ihn zu kümmern. Von Zeit zu Zeit erläßt er ein blutdürſtiges Manifeſt, worin er viel von den Thaten ſchwadronirt, die er für die Commune ausgeführt, und von den Leiden erzählt, die er für die gute Sache erduldet hat. Dieſe Manifeſte betrachtet er ſelbſt wie das geſammte Publikum als gute Witze, die die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihn und ſein Tingeltangel lenken ſollen. Derartige profeſſionelle Communarden, Anarchiſten und ſonſtige Revolutionäre giebt es eine ganze Anzahl in der franzöſiſchen Hauptſtadt. Einige hundert Schritte von dem Casino des concierges befindet ſich das Cabaret Bruant, deſſen Beſitzer Ariſtide Bruant — wie alle Comödianten, zeichnen ſich auch dieſe Leute durch volltönende Vornamen aus — in Anarchismus macht und Gedichte im Pariſer Straßendialekt verfaßt und vorträgt.

Vor einigen Jahren hatte der Name Maxime Lisbonne ſeine Anziehungskraft etwas verloren, und das Theater des Helden ſtand gewöhnlich leer. Der „Colonel“ verfiel alſo auf einen anderen Plan, „to make both ends meet“. Er gründete eine Zeitung, „L'Ami du Peuple. journal maratiste“, redigirt in einem Keller, wie die Ueberſchrift beſagte. Indeſſen hatte er als Journaliſt wenig Erfolg und kehrte deshalb bald wieder zu den Brettern zurück, die die Welt

bedeuten. Ein auf grellrothem Papier gedruckter Maueranſchlag machte den Pariſern bekannt, daß „Maxime Lisbonne, der bekannte Oberſt der Commune, der unerſchrockene Vorkämpfer für Freiheit und Menſchenrechte, den die Hyänen des Beſitzes immer noch nicht auszuweiſen gewagt haben," von jetzt an jeden Abend im Caſino des Concierges in der Rue Pigalle Propaganda für ſeine communiſtiſchen und revolutionären Ideen machen werde, wozu alle Freunde der Freiheit eingeladen wurden. Oben habe ich erzählt, wie der gute „Colonel" dieſe Propaganda macht. Lisbonne iſt ein komiſcher Burſche, und ſeine Propaganda fordert die Heiterkeit heraus, aber iſt es nicht betrübend, zu ſehen, daß derartige Charlatane eine Bewegung ausbeuten, der mehr als 30,000 Menſchenleben zum Opfer gefallen ſind?

Im Cabaret artistique.

An den Sommerabenden ziehen die Pariſer hinaus in's Gehölz von Boulogne, hören die Nachtigallen ſchlagen, athmen die kräftige Luft des Laubmeeres und fahren erſchreckt zuſammen, wenn man ihnen auf einſamem, dunklem Pfade begegnet. Dies letztere thun ſie nur zur Hälfte aus böſem Gewiſſen, die andere Hälfte der Angſt wird durch die Thatſache erzeugt, daß das Bois de Boulogne im Sommer zahlreichen Banden von Gaunern zum Operationsfelde dient, die hier einſamen Spaziergängern mit einer ſehr höflichen franzöſiſchen Ueberſetzung des italieniſchen: Faccia in terra! und des amerikaniſchen: Hold your hands up! gegenübertreten und ihre Taſchen von allerlei überflüſſigen Dingen befreien, als da ſind: Geldbörſen, Taſchenuhren, Vorſtecknadeln, Manſchettenknöpfe u. ſ. w. Im Winter muß der Pariſer mit Bedauern auf die Fortſetzung dieſes abendlichen Vergnügens verzichten, denn zum Luſtwandeln im Freien iſt es jetzt zu kalt, und ein Spaziergänger würde in dem Gehölz keine

menſchliche Seele, nicht einmal einen Spitzbuben antreffen, höchſtens Selbmordcandidaten treiben ſich jetzt dort herum und ſuchen ſich einen paſſenden Baum, denn zum Ertränken iſt das Seinewaſſer jetzt zu unangenehm kalt, und man will doch, muß es nun einmal geſchieden ſein, die Sache auf die möglichſt angenehme Weiſe abmachen. So ein Gehenkter aber iſt für viele Menſchen ein ſehr unliebſamer Anblick, und es giebt Leute genug, die am Abend im Wald lieber einem lebendigen Straßenräuber als einem todten Selbſtmörder begegnen, eine Vorliebe, die ich zwar nicht theile aber doch verſtehe

— — — Hier mache ich eine Pauſe und ſchwöre feierlich, daß ich in Zukunft, wenn ich mich zur Zeitungsſchreiberei an den Tiſch ſetze, jedes Mal einen hübſchen Plan, eine vorbedachte Dispoſition entwerfen werde, wovon ich bei meiner Arbeit um keines Haares Breite abweichen werde. Der Unterlaſſung dieſer überaus wichtigen Vorarbeit habe ich es zu danken, daß ich jetzt hier auf dem Papier herumfliege wie eine Motte in der Straßenlaterne und nicht weiß, wie ich auf mein Thema kommen ſoll. Was gehen mich die Selbſtmörder im Bois de Boulogne an, wenn ich von den Cabarets artistiques des Montmartre erzählen will? Denn das will ich, und mit dieſer Abſicht habe ich Papier und Feder ergriffen — und nun packt mich ein böſer Kobold und ſchleift mich hinüber in das drei gute engliſche Meilen entfernte Gehölz und zeigt mir an jedem einigermaßen geſunden Baumaſt einen im Winde ſchaukelnden Gehenkten. Was haben die

Leute von Montmartre damit zu ſchaffen? Wenn Einem von uns das Hängen in den Sinn kommt, ſo hat er doch wahrhaftig nicht nöthig, fünf Kilometer zu Fuß zu laufen, ehe er ſeine Abſicht ausführen kann. In einem ſolchen Falle ſteigt der des Hängens Bedürftige ganz einfach auf den Gipfel des Berges und ſucht ſich einen paſſenden Sparren an dem Gerüſte der Kirche des heiligen Herzens, oder er bedient ſich eines Flügels der alten Windmühle de la Galette. Verlaſſen wir alſo ſchleunigſt das Gehölz mit ſeinen unheimlichen Wintergäſten und ſteigen wir den Berg der Muſen hinauf, wo es luſtiger ausſieht und wo an den Winterabenden das Publikum, das ſich im Sommer im kühlen Wäldchen ergeht, Vergnügen und Unterhaltung ſucht und findet.

Die Cabarets artistiques des Montmartre ſind die Zufluchtsſtätten des wahren esprit von Paris, die letzten Schutzwinkel der alten galliſchen Fröhlichkeit, die in dieſer Zeit der alles gleichmachenden Maſchinencivilisation ſchon längſt gänzlich verſchwunden wäre, wenn ſie hier nicht ein ſicheres Heim gefunden hätte. Wer in Paris etwas durchaus Pariſeriſches ſehen will, etwas, was ſonſt nirgends in der Welt exiſtirt, der muß die Muſikhallen des Montmartre aufſuchen. Theater und Opernhäuſer giebt es überall in der Welt, und eine Vorſtellung im Théâtre français, in der Oper, im Odéon und in all den Theatern und Tingeltangeln von Paris unterſcheidet ſich wenig oder nicht von dem, was man auf demſelben Gebiet in Berlin, in München, in London, in New York u. ſ. w. zu ſehen und zu hören

bekommt. Auf den kleinen Bühnen geht es vielleicht etwas ausgelaſſener, etwas weniger tugendhaft zu als anderswo, aber ſehr groß iſt der Unterſchied nicht. Dahingegen ſind die Cabarets der Quats' Arts, des Conservatoire de Montmartre, des Âne rouge u. ſ. w. einzig in ihrer Art und deshalb weit intereſſanter für den Fremden, der die Eigenart des franzöſiſchen Volkes kennen lernen will. In den Cabarets fühlt man das Herz des franzöſiſchen Volkes ſchlagen, und neben den tollſten und unanſtändigſten Liedern tönen dort tiefempfundene Liebesklagen, melancholiſche Weiſen und patriotiſche Geſänge. Der ausgeprägte Charakter des Montmartreliedes iſt der des Bohème, des leichtſinnigen Singvogels, für den es auf Erden nichts Beſtändiges giebt und der ſich beeilt, die kurze Spanne des ihm vergönnten Lebens auszunützen, zu koſen und zu lieben, Roſen zu pflücken und Lieder zu ſingen, ſo lange es Zeit iſt. Dieſe Anſchauung tritt uns in den Geſängen der Bohème am häufigſten entgegen, ſei es nun, daß Marcel Legay in ſeinem Triumphgeſang „Tu t'en iras, les pieds devant! frohlockend verkündet, daß Kaiſer und Papſt, Millionär und Bettler dem Tode nicht entgehen können, ſei es, daß Xavier Privas der Geliebten, der die Nichtigkeit des Lebens Grauen einflößt, zuruft: „Was liegt uns daran, ſolange Du mich liebſt und ich Dich liebe!"

Den ernſthaften Liedern der Cabarets des Montmartre liegt dieſe Ueberzeugung von der Unbeſtändigkeit und Werthloſigkeit des menſchlichen Lebens faſt ſtets zu Grunde, aber nur ſelten treibt ein Chansonnier

seine Prinzipien auf die Spitze und sinnt darüber nach, wie die schlechte Welt gebessert werden könnte. Gewöhnlich ist er dazu zu sehr Poet und vergißt das ihn umgebende Elend im Gesang, in der Liebe oder beim Glase. Mitunter freilich verläßt er diese blumigen Pfade und macht den Versuch, sich in das Gewühl der kämpfenden Parteien zu werfen. So ist Gerault-Richard, der einst im Chat noir Lieder sang, heute zu einem häufig genannten Mitgliede der Deputirtenkammer, einem der Führer der sozialistischen Partei geworden, und so waren mehrere Chansonniers seiner Zeit in den Prozeß gegen die dreißig Anarchisten verwickelt. Dies sind jedoch nur Ausnahmen, denn wie alle wahren Dichter ist der Chansonnier mehr beschaulicher als thätiger Natur und zieht es vor, die Mängel des Lebens zu belachen, anstatt nach ihrer Abschaffung zu streben. Die Spottlust ist groß in ihm, und keine öffentliche Persönlichkeit, die acht Tage lang in Paris von sich reden macht, kann seinem Witze entgehen. Selbst der russische Kaiser, der doch im allgemeinen von den Franzosen mit heiliger Scheu betrachtet wird wie ein erhabener Gott, konnte diesem Schicksal nicht entrinnen. Einige Chansonniers giebt es, die nicht nach den Splittern im Auge des Nächsten suchen, sondern sich gewöhnlich über sich selbst lustig machen, etwa nach der Art des größten amerikanischen und eines der größten Humoristen überhaupt — Artemus Ward.

Die heutigen Cabarets artistiques sind aus den geselligen Zusammenkünften der Künstler, Dichter u. s. w. entstanden, worin man sich durch humoristische Vor-

träge, Lieder, Musik u. s. w. unterhielt. Jeder Theilnehmer mußte sein Scherflein beisteuern, und zwar handelte es sich fast immer um den Vortrag selbst gedichteter und selbst componirter Lieder. Kurz nach dem Kriege kam ein findiger Kopf, seines Zeichens ein Maler, auf die Idee, diese Zusammenkünfte auszunützen. Herr Rudolph Salis, der verstorbene Gründer des Chat noir, richtete sein Atelier, worin er bisher gute Leinwand und gute Farben verdorben hatte, mit Tischen und Stühlen ein, forderte seine Freunde auf, jeden Abend zu ihm zu kommen, und verkaufte den Besuchern Bier. Auslagen hatte er keine, denn die Besucher überahmen die ganze Unterhaltung selbst und bezahlten außerdem noch für ihr Bier. Salis verdiente nicht nur Geld, sondern wußte auch seine Bekanntschaft und Freundschaft mit den Künstlern so geschickt auszunutzen, daß er bei seinem Tode eine ungemein werthvolle Sammlung von Zeichnungen und Gemälden hinterließ, — Geschenke der in seinem Cabarat verkehrenden Künstler. Die Sache rentirte sich brillant, Salis fügte seinem Programm ein Schattentheater bei, dessen Figuren von den Künstlern um ein Spottgeld oder umsonst ihrem Freunde geliefert wurden, und bald verließ er den alten Platz und miethete ein großes Haus in der Rue Victor Massé, das er sehr schön einrichtete, worin es gemalte Scheiben, geschnitzte Möbel, Waffen, Gemälde, Trinkstuben, Theatersäle u. s. w. gab, und worin der glückliche Besitzer das Geld scheffelweise einnahm — und in der Tasche behielt, während die Leute, die ihn emporgebracht hatten, geblieben sind, was sie

waren: arme Teufel ohne Geld und ohne Sorgen. In den letzten zehn Jahren war der Chat noir das bekannteste Cabaret artistique des Montmartre, aber es hatte sich so verfeinert und den Anforderungen der Ausländer angepaßt, welche glaubten hier das wahre Montmartreleben kennen zu lernen, daß seine Besucher fast ausschließlich aus Fremden bestanden, während die Bohème anderswo Zeitvertreib fand.

Das wirkliche und ächte Cabaret artistique kennzeichnet sich schon dadurch aus, daß kein Eintrittsgeld erhoben wird. Der Unternehmer macht seinen Verdienst mit den Getränken, deren Preis höher ist als in einem gewöhnlichen Wirthshaus. Im Chat noir war man von dieser löblichen Regel abgegangen, und wer der dortigen Vorstellung beiwohnen wollte, mußte die in der Bohême unerschwingliche Summe von fünf Franken zahlen. Dies war eine Schranke, welche die Einwohnerschaft des Montmartre von der Schwarzen Katze ferngehalten hätte, selbst wenn es im übrigen gemüthlich und angenehm zugegangen wäre. Die von den Künstlern besuchten Kneipen liegen fast sämmtlich am Boulevard de Clichy, wo sich eine lustige Bude an die andere reiht. Es giebt da die Kneipe von Aristide Bruant, der in seinen Liedern das Leben der Gauner und Zuhälter schildert und der jeden Eintretenden mit einem möglichst gemeinen Gassenwort begrüßt; das Conservatoire de Montmartre, das im mittelalterlichen Stile ausgeschmückt und wie eine Halle der Meistersinger eingerichtet ist; die Kneipe des Nichts, wo der Besucher forschend angesehen und je nach dem

Reſultat dieſer flüchtigen Unterſuchung als Schwindſüchtiger, Rückenmarkleidender oder ſonſtwie dem Tode Verfallener begrüßt wird, während von den ſchwarzbehangenen Wänden weiße Todtenſchädel herableuchten; das Cabaret du Ciel, wo man von beflügelten Engeln bedient und von dem heiligen Petrus in die Myſterien des Paradieſes eingeführt wird; und vor allen Dingen das Cabaret des Quatz' Arts, worin man beſſer als irgendwo den esprit montmartrois kennen lernt. Maxime Lisbonne, der kriegeriſche Oberſt der Commune, der zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen dieſer Cabaretiers gehört, iſt gegenwärtig in der Verbannung — in Unterſuchungshaft — und ſein „Caſino der Hausknechte" iſt in Folge deſſen geſchloſſen.

Die Quatz' Arts verdanken ihren Namen dem Umſtande, daß der Pariſer, wo es nur immer angeht, einen ſcharfen Ziſchlaut einſchiebt und nicht, wie es richtig iſt, quatre arts, ſondern quatz' arts ſpricht. Durch einen mit Bildern und Zeichnungen behängten Vorſaal tritt man in ein niedriges und nicht allzu großes Zimmer, das derart mit Tabaksqualm angefüllt iſt, daß man im erſten Augenblick kaum etwas wahrnimmt. In dieſem Zimmer ſteht Stuhl an Stuhl und Tiſch an Tiſch, und um an ein leeres Plätzchen zu gelangen, muß man über Beine und Stühle wegklettern und ſich durch die dichtgedrängten Gäſte hindurchzwängen. Auch hier ſind die Wände mit Gemälden bedeckt, faſt lauter Originalen, welche die Künſtler, die in dem Lokal verkehren, geſtiftet haben. Die Geſellſchaft beſteht zum Theil aus Bewohnern des Montmartre, Männlein und

Weiblein, deren Kleidung und Weſen irgend etwas Ungewöhnliches aufzuweiſen hat, zum größeren Theil aus Leuten, die aus den übrigen Stadttheilen gekommen ſind, um einen luſtigen Abend auf dem Montmartre zu verleben. In einer Ecke des Raumes ſteht auf einem Podium ein Klavier und dahinter thronet der Kapellmeiſter Charles Sivry, der ein talentvoller Muſiker iſt und eine ganze Anzahl ſehr hübſcher und bekannter Lieder componirt hat. Neben dem Klavier mündet eine Thür in den Vorraum, wo die Chansonniers ſich gewöhnlich aufhalten, ſo lange ſie nicht an der Reihe ſind.

Dieſe Thüre öffnet ſich und der Director ruft mit lauter Stimme: „Meine Herren und Damen! Sie werden jetzt das Vergnügen haben, unſern Kameraden X. zu hören.“ Der Kamerad X. erſcheint, nimmt Platz neben dem Klavier, Sivry präludirt und der Chansonnier ſingt ein von ihm ſelbſt verfaßtes und ſelbſt componirtes Lied. Nach ihm erſcheint ein anderer „Kamerad“, und das geht mit kurzen Pauſen ſo fort von neun Uhr Abends bis ein Uhr Morgens, wobei fünf oder ſechs Sänger die ganze Abendunterhaltung beſorgen. Einige Chansonniers ſind in ganz Frankreich bekannt, und ihre Lieder werden geſungen, ſoweit die franzöſiſche Zunge reicht. Einzelne Lieder von Marcel Legay und Xavier Privas, die zu den Hauptſtützen der Quatz' Arts gehören, ſummt und pfeift zeitweiſe jedes Kind auf der Straße. Als Beiſpiel der ernſteren Gattung dieſer chansons des Montmartre gebe ich hier ein Lied von Xavier Privas und bitte,

für etwaige Holprigkeiten nicht den Verfaſſer, ſondern den Ueberſetzer verantwortlich zu machen. Gerade dieſe kleinen, graziöſen Lieder eignen ſich vortrefflich für die franzöſiſche Sprache, während ſie ſich nur ſchwer in die kräftigere deutſche Sprache überſetzen laſſen.

Vorbei!

Von Xavier Privas.

Unſere Liebe liegt ſchwer darnieder,
Ohne Hoffnung erkrankt,
Was nützen die alten ſeligen Lieder?
Drum ſei, meine Süße, bedankt
Und nimm und gieb mir die Freiheit wieder.

Ach du Holde, ach du Süße, alles geht vorbei.
Alles ſcheidet, alles gleitet, alles bricht entzwei.
So fliehet die Zeit, ſo ſcheidet die Liebe,
So iſt mit uns Beiden alles vorbei.

Denn ſiehe, die Liebe gleichet dem Becher,
Woraus des Glückes genug
Voller Wonne ſauget der Zecher:
Mit einem einzigen Zug
Leert er — und dann zerbricht er den Becher.

Ach du Holde, ach du Süße, alles geht vorbei,
Alles ſcheidet, alles gleitet, alles bricht entzwei.
So bricht wie das Glas die heißeſte Liebe,
So iſt mit uns Beiden alles vorbei.

Wir fanden an unſerer Liebe Vergnügen,
So lange ſie jung war und ſchön,
Jetzt iſt ſie alt, und wir müßten lügen,
Unſere einſtige Liebe zu ſehn
In ihren jetzigen, welken Zügen.

Ach du Holde, ach du Süße, alles geht vorbei,
Alles ſcheidet, alles gleitet, alles bricht entzwei.
So glitt aus unſeren Herzen die Liebe,
So iſt mit uns Beiden alles vorbei.

Die Dichter der Bohème.

In der Pariſer Bohême ſpielen die Dichter eine weit größere Rolle, als man denken ſollte, und das kommt daher, daß in Paris das Dichten als berechtigter und anerkannter Beruf angeſehen wird. Zu dem Kreiſe meiner Bekannten auf dem Montmartre gehören mehrere junge Leute, die auf die Frage nach ihrem Thun und Treiben ohne Zögern zu erwidern pflegen: „Je suis poete“. Im Anfang kam mir dies einigermaßen komiſch vor, und ich konnte mich eines halben Lächelns nicht erwehren, beſonders da dieſe Pegaſusritter mitunter noch in jenem Alter ſtehen, wo der dem Kinne entſproſſene Flaum Zweifel darüber zuläßt, ob das Reſultat aus Haaren oder aus Federn beſtehen wird. Blutjunge Bürſchchen von ſechzehn, ſiebzehn und achtzehn Jahren widmen ſich auf dem Montmartre und im Quartier Latin der Bändigung des Dichterroſſes und verſorgen Paris und die Provinzen mit Sonetten, Romanzen, Elegien und Liedern. Da die Dichterei aber in der ganzen Welt ein Geſchäft iſt, das ſeinen

Mann nur in den seltensten Fällen mit genügenden Quantitäten von Rindfleisch, Kartoffeln, Wein, Brot und Tabak zu versorgen pflegt, so geht es der großen Mehrzahl dieser Poeten recht kümmerlich, und sie haben es bei der Jagd nach Nahrung, Kleidung und Obdach oft noch saurer, als ihre Genossen der Bohême, die Maler, Bildhauer und Musiker.

Die Hauptstütze des Dichters der Bohême ist in jenen eigenthümlichen Vergnügungslokalen zu finden, die für Paris charakteristisch sind und sonst wohl nirgends in der Welt angetroffen werden. Halb Künstlerkneipe, halb Café-Concert, gewöhnlich aus einem nicht allzugroßen Saale bestehend, in dessen Ecke auf einer kleinen Bühne ein wackeliges Piano steht, geben diese Lokale den Poeten, Sängern und Musikern der Bohême Gelegenheit zur Schaustellung ihrer Gaben und Talente. Auf dem Montmartre giebt es vielleicht ein Dutzend derartiger Etablissements, wovon das bekannteste der Chat noir war. Indessen hatte die Cultur die Schwarze Katze mit so großem Erfolg beleckt, daß die Ausschmückung der Räume, die Aufführungen u. s. w. eigentlich nicht sehr charakteristisch für den Montmartre waren. In früheren Jahren war der Chat noir wirklich der Mittelpunkt der Künstler-Bohême, aber der rührige Besitzer verstand es so trefflich, die Reklametrommel zu rühren, daß das Lokal mehr und mehr als Sehenswürdigkeit von Paris bekannt wurde, und der wachsende Ansturm der neugierigen Menge von Engländern, Amerikanern, Deutschen und sonstigen Fremden, die mit dem Bädecker in der Hand das ge-

prieſene Lokal beſuchten, vertrieb die wahren Bohêmen, und die paar ſeltſam gekleideten und außergewöhnlich friſirten Individuen, die ſich in den Wirthsſtuben des Chat noir herumtrieben, dienten nur als Staffage und wurden von den fremden Beſuchern angeſtaunt, wie man die Kaffernfamilie oder den Mann ohne Gliedmaßen auf dem Jahrmarkte zu bewundern pflegt.

Trotzdem verdiente der Chat noir wohl einen Beſuch, vor allen Dingen ſeines Schattenſpiels wegen, deſſen Figuren von den geſchickteſten Zeichnern von Montmartre, von Caran d'Ache, von Wilette, von Riviere u. ſ. w. hergeſtellt wurden und von bewundernswerther künſtleriſcher Vollkommenheit waren, wobei auch die begleitenden Erläuterungen des Beſitzers der Schwarzen Katze, Rudolphe Salis, nicht vergeſſen werden dürfen, denn ſie machten einen Haupttheil der Unterhaltung aus.

Neben dem Schattenſpiel und den mit witzigen Ausfällen auf öffentliche Ereigniſſe und Perſonen geſpickten Vorträgen des Wirthes füllten die Deklamationen, Geſänge und muſikaliſchen Aufführungen der Dichter, Sänger und Muſiker der Bohême das Programm, und dies iſt heute noch ſo in allen Cabarets artistiques des Montmartre. Gewöhnlich trägt der Dichter ſelbſt ſeine Werke vor, mitunter iſt er zugleich Dichter und Componiſt, und es iſt gar nicht ſelten, daß er ein von ihm ſelbſt gedichtetes und in Muſik geſetztes Lied vorſingt und die Begleitung dazu ſpielt. Wer wirkliche Dichter der Bohême ſehen will, muß in die Quatz' arts gehen, deren Eigenthümer glück-

licherweiſe noch nicht genug Mammon eingeheimſt haben, um dem Beiſpiele des Herrn Salis folgen und an Stelle der von Rauch und Bierqualm gefüllten engen und niedrigen Stube einen eleganten Theaterſaal ſetzen zu können. Die vortragenden Künſtler in den Quatz' arts ſehen durchaus nicht elegant aus, ſondern ihr Aeußeres ſtimmt trefflich mit der Umgebung, den einfachen Holztiſchen, dem mit Sand beſtreuten Fußboden und den getünchten Wänden, aber häufig genug befindet ſich unter dieſen Leuten ein echter Dichter oder ein genialer Muſiker, und faſt alle jene Lieder, die von Zeit zu Zeit einen Triumphzug durch ganz Frankreich und häufig durch die übrige Welt antreten, um dann entweder ſpurlos zu verſchwinden oder dauernd im Volke zu leben, ſind zum erſten Male in einem dieſer Lokale der Bohême öffentlich gehört worden. Ein ſolcher „Coup" macht dann den glücklichen Dichter und Componiſten auf einige Monate zum reichen Manne, aber der echte Bohême verſteht die Kunſt des Geldausgebens beſſer als viele Leute, die ihr Leben lang ſonſt nichts gethan haben, und nach kurzem Praſſerleben lenkt er wieder in den alten ſteinigen Pfad der genügſamen und bedürfnißloſen Bohême.

Auf dieſe Weiſe gelingt es einer geringen Anzahl von Poeten und Muſikern, ſich die Mittel zu einem beſcheidenen Daſein zu erwerben; einige von ihnen haben ſogar ganz beträchtliche Einkünfte, indem ſie entweder in einem „Cabaret artistique" feſt angeſtellt oder ſogar Theilhaber an einem ſolchen Unternehmen

ſind. Als Beiſpiel mag Ariſtide Bruant gelten, der ſeine im Pariſer Argot verfaßten Dichtungen in dem ihm gehörigen Lokal vorträgt, ſie außerdem in Buchform veröffentlicht und damit ſo erkleckliche Summen verdient, daß er füglich für einen reichen Mann gelten kann, obgleich ſeine Proletarier-Lieder gar nicht ſo klingen, als ob ihr Verfaſſer ſatt zu eſſen, warme Kleider und eine angenehme Wohnung habe. Die große Mehrzahl der Poeten der Bohême dagegen nährt ſich recht kümmerlich und iſt darauf angewieſen, neben der Dichtkunſt irgend ein lucrativeres Gewerbe zu treiben, um Leib und Seele in einigermaßen zufriedenſtellendem Zuſammenhang erhalten zu können. So mancher arme Teufel von Dichter ſitzt die langen Nächte hindurch in ſeiner traurigen Dachkammer und adreſſirt Briefe für kaufmänniſche Circulare, wofür ihm die Handelsfirma 3 Franken per Tauſend zahlt. Andere geben lateiniſchen oder franzöſiſchen Unterricht, mitunter ſchon für 50 Centimes die Stunde, und wieder andere überſetzen deutſche oder engliſche Romane für die Bücherfabriken, die das Volk mit „ſpannender“ Lektüre verſorgen. Es giebt wenige unter ihnen, die ſich nicht ſchon als Reporter verſucht hätten, und bei jeder Redaktion lungern ein paar dieſer „Literaten“ herum, der günſtigen Gelegenheit harrend, wo man ihnen einige Franken zu verdienen giebt. Mitunter gelingt es einem von ihnen, ſich allmählich bei einer Zeitung einzuarbeiten und zu einer feſten Anſtellung aufzuſchwingen, die meiſten aber vermögen nicht, ſich aus dem eigenartig faſcinirenden Leben der Bohême zu reißen, die

regelmäßige Arbeit ist ihnen zuwider, und sie hungern und frieren lieber als freie „artistes“, als die Sport- oder Gerichtsspalten eines Blattes zu redigiren. Jeder aber, der von Zeit zu Zeit ein Dutzend Zeilen für ein Blatt schreibt, ist nicht wenig stolz auf diese Mitarbeiterschaft und unterläßt nicht, in der Unterhaltung darauf anzuspielen.

Dem Dichter und Schriftsteller der Bohême stehen immerhin noch mehr Mittel zu Gebote, als dem Musiker, der sich glücklich preisen muß, wenn er von Zeit zu Zeit in einem Orchester mitwirken kann; davon abgesehen beschäftigt er sich mit Notenschreiben, was eine mühsame und sehr schlecht bezahlte Arbeit ist. Die Linie wird mit vier Centimes bezahlt, und ein Notenschreiber muß viel Uebung haben, um mehr als fünf Linien in der Stunde zu schreiben. Die Maler fabriziren Bilder für Gemäldehändler, die außerdem in Kuriositäten und alten Kleidern machen und „ihren Künstlern“ selten mehr als 1 bis 2 Franken für eine bemalte Leinwand zahlen. Nebenbei können sie ein paar Groschen verdienen, indem sie Zeichnungen zu Reklamezwecken anfertigen oder bei anderen Künstlern arbeiten.

Mit den winzigen Scherflein, die aus diesen verschiedenen Einnahmequellen zusammenfließen, wissen die Angehörigen der Bohême nicht nur die nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, sondern mit einiger Umsicht reicht es sogar auch zum Vergnügen hin. Die Kleider werden in einem der billigen Magazine des Temple gekauft, damit der Bohême sich anständig präsentirt,

und als Wohnung dient nur zu häufig der Keller eines neuerbauten und unbewohnten Hauses. Die sprüchwörtliche Dachstube ist zwar auch noch nicht aus der Mode gekommen, aber selbst die erbärmlichste Kammer kostet immer noch mehr als ein ohne Wissen des Eigenthümers bewohnter Keller. Ein Poet, den ich mitunter im Café sehe, wo er sich von seinen glücklicheren Freunden tractiren läßt, hauste den ganzen letzten Sommer über in einem solchen Keller und verließ diesen Wohnort erst, als der Herbst dem Winter weichen wollte und es da unten gar zu dumpf, feucht und finster wurde. Seine Möbel bestanden aus zwei mit Zeitungen und sonstigen Papieren angefüllten großen Säcken, die als Bett und Sopha dienten, und einer Kiste, die er als Tisch benutzte. Um Mitternacht pflegte er sein Lager zu verlassen und die Markthallen aufzusuchen, um den Körben der Marktweiber heimlich das zu seinem Unterhalt Nöthige zu entnehmen.

Noch schlimmer als den Keller- und Speicherbewohnern geht es der nicht unbeträchtlichen Anzahl derjenigen Bohêmes, die überhaupt keine Wohnung besitzen. Im Sommer hat das weiter nichts auf sich, denn da kann man es Nachts ganz gut auf den Bänken oder dem Rasen der öffentlichen Gärten und Anlagen aushalten; anders aber ist es im Winter, wo sich mancher arme Teufel schließlich dazu gezwungen sieht, seine Zuflucht zu den öffentlichen Schlafhallen zu nehmen. Die Genossen der Künstlerbohême lieben diese Anstalten nicht allzusehr, und nur in der äußersten Noth, wenn kein anderer Ausgang sich zeigt, stellen sie sich an einer

ſolchen Schlafhalle ein. Um anderswo Unterſchlupf zu finden, ſcheut der Bohême vor dem ſonderbarſten Mittel nicht zurück, und im letzten Winter hatte ich einmal das Vergnügen, einen ſolchen obdachloſen „Schriftſteller“ auf meinem Sopha zu beherbergen. Dieſer junge Literat, den ich mehrere Male im Café geſehen, auch ein paar Worte mit ihm gewechſelt hatte, ohne daß ich näher mit ihm bekannt geworden wäre oder ſeinen Namen erfahren hätte, näherte ſich mir eines ſpäten Abends mit der Frage, ob ich ihm einen Dienſt erweiſen wolle. Ich ſagte bedingungsweiſe zu, und nun eröffnete er mir, daß er ohne Wohnung ſei, und bat um Gaſtfreundſchaft. Ich nahm ihn alſo mit und quartierte ihn auf dem Sopha ein, wo er ſich mit allen verfügbaren Decken und Kleidungsſtücken warm hielt. Mein Gaſt war ein gebildeter Mann und gebrauchte in der Unterhaltung die gewählteſten Ausdrücke; die franzöſiſche Literatur kannte er wie ein zünftiger Profeſſor, und ſelbſt mit den deutſchen und engliſchen Schriftſtellern war er ſehr vertraut. Als er ſich am nächſten Morgen verabſchiedete, beſtand er darauf, mir nach Art der homeriſchen Helden ein Gaſtgeſchenk zu überreichen, und trotz meiner energiſchen Abwehr ließ er als einziges verfügbares Kleinod ſeine Tabakspfeife zurück. Um ihn nicht zu kränken und ihn zugleich nicht dieſes nothwendigen Möbels zu berauben, zwang ich ihn, auf einen Tauſch der Rauchinſtrumente einzugehen. Gewonnen hat dabei keiner von uns Beiden, denn die Pfeifen waren ungefähr gleich billig und einfach. Er ſchied mit einer ſehr ſchön

ſtiliſirten Abſchiedsrede von mir, und ſonderbarer Weiſe habe ich ihn ſeither nicht wiedergeſehen. Beunruhigend iſt ein ſolches plötzliches Verſchwinden übrigens nicht, denn der Bohême iſt gewöhnlich ein Strichvogel und ändert von Zeit zu Zeit ſeinen Aufenthaltsort. Wahrſcheinlich treibt ſich mein Gaſtfreund jetzt auf dem linken Seineufer, im „pays latin“. herum, wenn er nicht gar die Bohême aufgegeben hat und ein ſeßhafter Menſch geworden iſt.

Auch die Füllung des Magens macht dem mittelloſen Maler, Dichter und Muſiker große Schwierigkeit, und gar Mancher läßt die harten Vorſchriften der Mein- und -Dein-Moral außer Acht und ſammelt die vor den Thüren der Wohnungen vom Milchhändler aufgeſtellten Milchflaſchen oder greift ſchnell in den vor dem Laden ſtehenden Korb des Gemüſehändlers, wenn der Eigenthümer gerade den Rücken kehrt. Für die Beleuchtung des Kellers oder Speichers, den der Bohême bewohnt, ſorgen jene kleinen rothen Laternen, die Nachts an Bauſtellen, oder wo die Straße neu gepflaſtert wird, aufgeſtellt werden, und aus deren Mitnahme der Mittelloſe ſich weiter kein Gewiſſen macht. Iſt die geraubte Laterne leergebrannt, ſo bringt er ſie an ihren Standort zurück und heißt dafür ihre gefüllte Stellvertreterin mitgehen.

An Vergnügen fehlt es in der Bohême nicht, dafür ſorgen ſchon die „Freundinnen“ der Künſtler und Schriftſteller, die oft den Tag über als Hut- und Kleidermacherinnen oder auch als Modelle arbeiten, um ſich am Abend mit ihren Freunden zu amüſiren.

An wahrhaft rührenden Beiſpielen von uneigennütziger Liebe iſt kein Mangel, und ſo manche ſchmucke Griſette zieht die Dachkammer, die Brotrinde und die ſorgloſe Luſtigkeit des ſtets an Geldmangel leidenden Studenten, Künſtlers und Poeten der luxuriöſen Wohnung, dem reichbeſetzten Tiſche und der zahlungsfähigen Liebe des Börſenmannes vor. Die Griſette fühlt ſich zur Bohême hingezogen wie der Schmetterling zum Lichte, und es ſchmeichelt ihrer Eitelkeit nicht wenig, mit den Leuten auf vollkommen gleicher Stufe zu verkehren, für deren Väter ihre Mutter als „concierge“ die Hausthür öffnet oder als „femme de ménage“ die Zimmer in Ordnung hält.

Alles dies aber hindert nicht, daß die Bohême im Grunde eine tieftraurige Sache iſt, und ihre Anhänger ſind faſt ohne Ausnahme überzeugte Peſſimiſten, gleichgültig gegen den Lauf der Welt, froh und ſorglos, weil ſie nichts hoffen und nichts fürchten, im Strudel der lauten Luſt untertauchend, weil ſie die wirkliche Umgebung vergeſſen wollen, ſingend und ſcherzend, weil ihnen das flüchtige Daſein zu kurz ſcheint zu Mühen und Sorgen, das Leben genießend, weil ſie den lauernden Senſenmann nicht aus den Augen verlieren!

Im Vorſtadttheater.

Jetzt, wo ich den Titel hingeſchrieben habe und prüfend beſchaue, kommt er mir ſchlecht und unpaſſend vor, denn ich habe die Abſicht, von einer Theatervorſtellung auf dem Montmartre zu erzählen, und den Montmartre ſo ſchlichtweg als Vorſtadt zu bezeichnen, das dünkt mir faſt ein Sacrileg zu ſein. Iſt doch dieſer heilige Berg die Wohnſtätte der Muſen, der Sitz der ſchönen Künſte, die Wiege der Litteratur, das Herz von Paris, die Seele von Frankreich und die Nabe der ganzen Welt. Wer dies nicht glaubt, der braucht nur nach Paris zu kommen, auf den Berg zu ſteigen und den erſten beſten Menſchen zu fragen, da wird er ſich von der Wahrheit meiner Ausſagen genügend überzeugen können. Trotzdem dies alſo iſt, giebt es Leute in Paris, — natürlich traurige Mukles, die entweder gar kein oder ein in Eiſenbahnaktien eingewickeltes Herz haben, — welche Montmartre einfach einen faubourg, eine Vorſtadt, nennen und ſomit den modernen Parnaß in einen Topf mit Belleville, Vau-

girard und Neuilly werfen. Dies ist schändlich, aber in dieser schnöden Welt sind gerade die schändlichsten Dinge die wahrsten und werden in Folge dessen am schnellsten geglaubt. Kommt z. B. Jemand zu Dir und erzählt, einer Deiner guten Freunde hätte seine Schwiegermutter, seine Frau und seine sieben Kinder abgeschlachtet, zu Würsten verarbeitet und aufgegessen, so sagst Du gelassen: „Das sieht dem Kerl ähnlich. Ich habe mir immer gedacht, daß er so etwas thun würde!“ Bringt aber z. B. die Botschaft zu Dir, daß irgend ein berühmter Zeitungsschreiber — z. B. ich — sein im Laufe der Jahre zusammengeschriebenes riesiges Vermögen einem Spital geschenkt und zugleich aus Nächstenliebe den Eid abgelegt habe, hinfort keine Zeile mehr zu schreiben und zu veröffentlichen, so rufst Du sofort: „Das ist nicht wahr! Das glaube ich nicht!“ So sehr neigt des Menschen argwöhnender Sinn dazu, von seinem Nächsten alles Schlechte und Böse, aber nicht das geringste Gute zu glauben.

Nach dieser kleinen Abschweifung, für welche ich den geneigten Leser um Entschuldigung bitte, kehre ich zu meinem Thema zurück. Montmartre wird also von der geographischen Statistik als Vorstadt von Paris aufgezählt und zwar als arme Arbeitervorstadt, als quartier pauvre. In der That giebt es zwei oder gar drei verschiedene Städte in dem einen faubourg. Der südliche, den großen Boulevards zugeneigte Abhang ist von den Musen bewohnt, die außerdem die Schultern des Hügels umarmen und nur den Kopf freilassen. Dieser Kopf trägt ein kleines Landstädtchen,

deſſen Häuſer und Gaſſen ſich aus vergangenen Zeiten erhalten haben, ohne daß ſie jedoch dem fortgeſetzten Anſturm der Großſtadt dauernden Widerſtand leiſten könnten. Immer näher rücken die Miethskaſernen, und die Zahl der kleinen Wohnhäuſer wird von Jahr zu Jahr geringer in Paris Hinter dem Berge und auf der nach La Chapelle gerichteten Seite wohnen nur Arbeiter, und an den Boulevards de Clichy und de La Chapelle hauſen die Vertreter der kleinen Bourgeoiſie. Die meiſten Theater und Concerte des Montmartre weiſen einen mehr oder weniger oberflächlichen künſtleriſchen Anſtrich auf und verdanken ihren Urſprung den Malern, Sängern und Dichtern, welche einem Theile des Quartiers ſeinen Charakter verleihen. Dieſe Lokale haben den Montmartre in Paris, in Frankreich und in der Fremde berühmt gemacht, und kein Ausländer verabſäumt bei einem Aufenthalte in der leichtſinnigen franzöſiſchen Hauptſtadt, einen Abend auf den Berg zu ſteigen und ſich das Treiben im „Rothen Eſel“, in den „Vier Künſten“, in der „Rothen Mühle“, in der „Todten Ratte“ und in Bruants Kneipe anzuſehen. Die meiſten dieſer Lokale ſind zwar, ſo ungebunden, leichtſinnig und wirklich künſtleriſch es einſt in ihnen herging, heute zu ſehr gewöhnlichen Fremdenfallen geworden, an ihrer Spitze die „Rothe Mühle“, aber andere, wie z. B. die „Vier Künſte“ (Quatz' Arts) tragen auch heute noch ein durchaus künſtleriſches Gepräge und geſtatten dem Beſucher wirklich einen Einblick in das luſtige Künſtlerleben auf dem Montmartre.

In dieſen mehr oder weniger den zahlungsfähigen Muſen geweihten Stätten geht es ziemlich ungezogen zu, und häufig wäre ein ſtärkerer Ausdruck am Platze. In Folge deſſen darf der redliche Familienvater, und es giebt auch ſolche auf Montmartre, nicht daran denken, ſeine abendliche Zerſtreuung hier zu ſuchen, wenigſtens nicht in Geſellſchaft von Weib und Kind. Für den braven Bürgersmann iſt das Théâtre-Montmartre da, worin ſehr tugendhafte und ritterliche Reden geführt werden, wo ehrliche Zuſchauer dem Schurken des Stückes entrüſtete Donnerworte zuſchleudern, wo Söhne achtbarer Eltern ſich aus platoniſcher Entfernung in die im bürgerlichen Leben 45 Jahre zählende jugendliche Heldin verlieben, wo verſchämte Krämerstöchter erröthend den muthigen Worten des Helden Beifall ſpenden, und wo Tugendwächter und Sittenbolde mit Genugthuung wahrnehmen, daß auf dieſen Brettern wenigſtens die Tugend immer ſiegt und das Laſter ſtets beſtraft wird. Ein ſolcher Wind weht in dem Théâtre-Montmartre, und doch iſt dieſe Heimath ritterlichen Muthes, jungfräulicher Tugend und biedermänniſcher Treue und Redlichkeit nur fünf Minuten entfernt von dem Moulin-Rouge, wo geſchminkte Damen Cancan tanzen und ihre Unterkleider zeigen, nur fünf Secunden von Bruants Kneipe, wo das Verbrecher- und Zuhälterleben in Liedern geprieſen wird, und nur drei Secunden von dem Boulevard, wo gefällige Mädchen den Vorübergehenden anſprechen. Ich denke, dieſe Thatſache genügt, um den Vorwurf der Unſittlichkeit wenigſtens von der kleinen Bourgeoiſie und der ar-

beitenden Bevölkerung von Paris zurückzuweiſen. Leute, die ſich, umgeben von allen Laſtern der Großſtadt, mit ſo naiver Aufrichtigkeit über den Bühnenſchurken entrüſten und über den Tugendbold freuen, ſind ſicherlich vom Gifthauche des Laſters unberührt geblieben. Obgleich wir ſündigen Sceptiker darüber lachen, — und ich fürchte, ich ſelbſt werde im Verlaufe dieſer Plauderei auf dem Sitze der Spötter ſitzen, — können wir uns doch auf Augenblicke einer kleinen Rührung nicht erwehren, im Gedanken an die Zeit, wo wir ebenſo brav, gut und unſchuldig waren, wo wir im Kölner Hänneschen-Theater den guten Puppen gegen die böſen beizuſtehen, wo wir den ſchlafenden Helden durch laute Zurufe zu wecken und vor dem behutſam heranſchleichenden Böſewicht zu warnen ſuchten. Das waren ſchöne Zeiten, und ſtatt über die braven Spießbürger zu lachen, thäten wir vielleicht beſſer, ſie zu beneiden, denn während wir vom Baume der Erkenntniß genoſſen haben und nun alles mit böſen, mißtrauiſchen und kritiſchen Augen betrachten, ſind dieſe Leute Kinder geblieben und genießen alles mit wahrer Kinderluſt ohne beeinträchtigende Hintergedanken und freudeſtörende Zweifel. Sie nehmen das theatraliſche Himmelreich an als Kinder und kommen ſo wirklich hinein in den Himmel, während wir im Theater bleiben, gemalte Couliſſen ſehen und geſchminkte Schauſpieler hören. Und Angeſichts ſolcher Thatſachen giebt es noch einige unter uns, die im Vollgefühle ihrer Weisheit von dem „armen, unwiſſenden Volke“ mit Mitleid reden. Wir geſcheuten Leute ſind wirklich ungemein dumm!

Wie im Spielplane des „Kölner Hänneschen“ nehmen auch im Repertoire des Pariſer Vorſtadttheaters die Ritterſtücke den erſten Platz ein, doch handelt es ſich jetzt nicht mehr um das Mittelalter der Kreuzzüge und Raubritter, ſondern um das elegantere, mehr mit geheimnißvollen Ränken als mit offenen Prügeleien angefüllte ſiebzehnte Jahrhundert. Die meiſten dieſer Stücke ſind aus den Romanen des älteren Alexander Dumas gezogen, dieſes geiſtigen Nachkommen der Verfaſſer des „Amadis von Gallien“ und der anderen Abenteuergeſchichten, welche das eine große Verdienſt haben, den unmittelbaren Anlaß zur Entſtehung des Don Quixote gegeben zu haben. Herr Dumas père ſchrieb ſeine Romane genau nach dem Rezepte dieſer alten Ritterbücher, mußte aber ſeinem weniger gläubigen Zeitalter inſoweit entgegenkommen, als Hexen und Hexenmeiſter, Feen, Wunder und alle gar zu übernatürlichen Dinge keine Rolle ſpielen durften. Ein bischen Wunder konnte ſchon mit unterlaufen, aber die Grenze des Möglichen durfte nicht überſchritten werden. Ein Mann konnte ſo ſtark ſein, wie ſechs gewöhnliche Männer; er konnte der geſchickteſte Fechter, der ſchnellſte Läufer, der kühnſte Reiter, der beſte Schwimmer und obendrein der ſcharfſinnigſte und geſcheuteſte Schlaukopf ſein: ſolchen Leuten begegnet man zwar nicht alle Tage, aber ihre Exiſtenz iſt wenigſtens phyſiſch nicht unmöglich. Außerdem war es geſtattet, daß im Augenblick der höchſten Noth der liebe Gott eingriff, eine Feuersbrunſt durch einen aus heiterem Himmel kommenden Regenguß löſchte, dem Ertrinkenden einen

Balken in die Arme ſchob, den in den Abgrund Stürzenden von Baumäſten auffangen ließ. Herr Dumas Senior ließ alſo die Zauberei aus dem Spiele und folgte im Uebrigen der Fabrikationsmethode der von Cervantes unſterblich gemachten alten Romanſchreiber: ſtarke, kühne, ritterliche Helden, anmuthige, liebende, tugendhafte Damen, verwegene, ruchloſe, ſchlaue Böſewichte, Schlöſſer mit geheimen Gemächern, Duelle, Ueberfälle, Flucht aus dem Kerker und ſonſt tauſenderlei Abenteuer, in deren phantaſtiſchem Gewirre man ſich kaum zurechtfinden kann.

Um alle dieſe tollen Geſchichten auf die Bühne zu bringen, reichen ſelbſtverſtändlich die herkömmlichen fünf Akte nicht aus: vor einigen Wochen ſah ich im Théâtre-Montmartre ein Ritterſtück, worin Maria von Medici und Ludwig der Dreizehnte auftraten und deſſen Knalleffekt darin beſtand, daß der Schurke des Dramas zum Schluſſe von der herabſinkenden Saaldecke erdrückt wird. Als ich ankam, waren, wie mir ein freundlicher Nachbar mittheilte, bereits fünf Akte geſpielt worden, und ich ſelbſt wohnte dann noch dreizehn bei. Der Zuſammenhang der einzelnen Aufzüge iſt ungemein loſe, und man ſieht, daß der dramatiſche Bearbeiter einfach die Kapitel, worin die ſchönſten Reden geführt und die herrlichſten Abenteuer beſtanden werden, auf die Bühne gebracht hat. Die tollen Thaten des Romanes werden mit dem möglichſt geringen Aufwand, mit den primitivſten Decorationen, den lächerlichſten Coſtümen u. ſ. w. vorgeführt und machen einen Eindruck auf die Zuſchauer, wie ihn die theuerſten

ſceniſchen Effecte in der Großen Oper nicht zu erzeugen vermögen. Das Publikum glüht von Begeiſterung, wenn der Held erklärt, daß ihm ſeine Ehre lieber iſt als ſein Leben, es vergießt heiße Thränen, wenn das Liebespaar traurigen Abſchied nimmt, es bebt vor Aufregung und Entrüſtung, wenn der Böſewicht ſeine Verläumdungen anbringt, es lacht ſchadenfroh, wenn die ſchwarzen Pläne des Schurken vereitelt werden, und es ſpendet donnernden Applaus, wenn zum Schluß die Tugend ſiegt, während der Sündenbold auf irgend eine raffinirte Art umgebracht wird. Bei allen pathetiſchen Stellen ſpielt ſelbſtverſtändlich das Orcheſter ein ſeufzendes, klagendes Pianiſſimo, das wie der ſtöhnende Hauch eines Sterbenden an die ſympathiſchen Trommelfelle dringt und ſelten ſeine Wirkung auf die Thränendrüſen verfehlt.

Alexander Dumas iſt der oberſte Gott des Pariſer Vorſtadttheaters, aber er iſt nicht der einzige: neben dem ritterlichen Abenteuerdrama ſteht das Rührſtück aus der romantiſchen Zeit, das ungefähr dem entſpricht, was man in Deutſchland eine „Birch-Pfeifferei“ zu nennen pflegt. Dieſe Stücke ſind faſt noch tugendhafter als die Ritterdramen, aber der Held iſt mehr paſſiv als aktiv. Von Tugend und Redlichkeit iſt er ſo vollgepfropft, daß jedes ſeiner Worte eine moraliſche Lebensregel abgeben könnte, aber während bei Dumas der tugendhafte Held gegen das Laſter zu Felde zieht und dem Böſewicht ein Loch in den Kopf ſchlägt, ſobald er ihn erwiſchen kann, weht in dem Rührſtücke von 1830 chriſtliche Demuth und Wehmuth, und der Held

läßt ſich lieber ſein Geld, ſeine Geliebte und ſein Leben abnehmen, als daß er den Mund aufthäte, um das Lügengewebe der Schurken zu zerreißen. Er will keinem Menſchen Böſes thun, mögen ſie auch offen oder heimlich ſeine Feinde ſein. Sein Wahrſpruch iſt: Beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun, und wenn ihm der Böſewicht auf den linken Backen geſchlagen hat, ſo beeilt er ſich, den rechten hinzuhalten, und mitunter geht er ſogar ſoweit, die ſchlagende Hand zu küſſen. Damit aber das Laſter trotzdem unterliege und die Tugend triumphire, muß die göttliche Vorſehung ſich des Tugendboldes annehmen, und im letzten Augenblick, wo das Publikum entſetzt den Sieg des Böſewichts wahrnimmt, tritt ein gänzlich unerwarteter Umſtand ein, der die böſen Ränke zu Schanden macht, den Helden in die Arme des ſüßen Mädchens führt, das gerade dem ſchlechten Nebenbuhler die Hand reichen wollte, das um ein Haar vorenthaltene große Vermögen dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgiebt und alles in tugendſeliger Eintracht auflöſt. Auch dieſe Rührſtücke ſind zumeiſt aus Romanen gezogen und zeichnen ſich ſelten durch Bühnentechnik aus. Die Zahl der Akte iſt wie bei den Ritterdramen unbeſchränkt, doch hat ein bürgerliches Tugenddrama ſelten mehr als ein Dutzend Aufzüge, während es Abenteuerſtücke giebt, die an einem Abend gar nicht erſchöpft werden können und die wie chineſiſche Schauſpiele in Fortſetzungen gegeben werden, ſodaß ein am Montag begonnenes Stück ſieben Abende füllt und am Sonntag endet. Da der Zuſammenhang der einzelnen Auftritte

ohnehin sehr lose ist, so schadet dieses Auseinanderzerren weiter nichts, und man kann sich ruhig die dritte, vierte oder fünfte Fortsetzung allein anschauen, ohne die vorhergehenden und nachfolgenden Vorstellungen zu kennen. Diese Eigenschaft haben die Ritterstücke mit einigen der besten Romane der Welt, mit „Tristram Shandy“, mit „Don Quixote“ und mit „Wilhelm Meister“ gemein, die man ebenfalls an irgend einer Stelle aufschlagen und lesen kann, ohne daß die Kenntniß der vorhergegangenen Kapitel zum Verständniß nöthig wäre. Eine andere Aehnlichkeit habe ich nicht entdecken können.

Am Grabe Heine's.

Zehn Schritte von meiner Wohnung erhebt ſich die graue Umfaſſungsmauer des Cimetière des Montmartre, und wenn ich mich ſoweit wie möglich aus meinem Fenſter hinauslehne und den Hals gehörig ſtrecke und drehe, ſo kann ich mich an dem Anblick der vielen Leichenſteine ergötzen. Dies iſt zwar ein eigenthümliches Vergnügen, aber wenn man die Sache nur durch die richtigen Brillengläſer betrachtet, ſo kann man aus einem Kirchhof mehr Lebensluſt ſaugen, als aus einem Ballſaal oder einem Weinkeller. Mir macht es ſtets einen Heidenſpaß, auf den Kirchhöfen mich an dem Contraſt zu laben und mir zu meinem annoch blühenden Leben zu gratuliren. „Siehſt Du, Freundchen!“ ſage ich zu mir, indem ich zwiſchen den Leichenſteinen herumſtöbere und die Inſchriften leſe, „ſiehſt Du, alter Knabe, Alle müſſen fort, ohne Ausnahme. Sie mögen ſich wehren, wie ſie wollen. Sie mögen ſich kleiden in Purpur und köſtlicher Leinwand, während Du mit Baumwolle und einem alten Soldatenmantel vorlieb

nimmſt; ſie mögen einherrollen in ſtattlichen Karoſſen mit Wappenbildern und Gummirädern, während Du zu Fuße oder im günſtigen Falle auf dem Dache eines Omnibus Deinen Leib durch die Straßen ſchaffſt; ſie mögen diamantenglitzernd und nach den Wohlgerüchen Arabiens duftend in der vorderſten Loge der Oper ſitzen, während Du Deine langen Gliedmaßen in einen der engen Sitze im dritten Rang zwängſt — hierher müſſen ſie Alle, und Du, in deſſen Adern das Blut noch fröhlich und lebenslnſtig rollt, Du kannſt, wenn Dir das Vergnügen macht, auf ihren Gräbern tanzen!“

Dies thue ich jedoch nur innerlich, um das Decorum des Friedhofes nicht zu verletzen, aber das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich den theuren Prunkſtein ſehe, der das Grab des Reichen ziert, und daran denke, daß er, der vor einem Jahre, vor ſechs Monaten, vor vier Wochen, vor acht Tagen noch Alles hatte, was ſein Herz begehrte, ſich jetzt mit dem engen, dunkeln Loch begnügen muß, aus dem er nicht heraus kann, denn die lieben Verwandten haben ihm außer der Laſt Erde auch noch einen Stein von zehn Tonnen Gewicht auf den Sarg gerollt. Je mehr ich darüber nachdenke, deſto feſter wird in mir die Ueberzeugung, daß der Kirchhof der luſtigſte und köſtlichſte Ort iſt, den ſich ein armer Teufel nur vorſtellen kann, und wenn er eine Phantaſie hätte, wie ein arabiſcher Märchenerzähler oder ein franzöſiſcher Zeitungsſchreiber. Ich für mein Theil ſuche den Kirchhof auf, ſo oft mich der Menſchheit ganzer Jammer anpackt oder ein individueller Mißerfolg quält. Und ſobald ich mich allein bei den

Todten befinde, dann ſchwinden Kummer und Aerger, und Freude und Zufriedenheit ziehen wieder ein in ihren gewohnten Winkel. Denn wenn man andere leiden ſieht, vergißt man ſeine eignen Schmerzen, und in meinen Augen giebt es kein größeres Leiden, als überhaupt nicht zu exiſtiren.

Zwar ſagen mir die Männer der Wiſſenſchaft, die Materie ſei ewig, und kein Skrupel von einem Gran meiner Beſtandttheile gehen der Welt verloren, aber das iſt ein ſchlechter Troſt! Wenn ich mich in meine Grundelemente auflöſe, dann iſt da ein Häufchen Kalk, eine Handvoll Phosphor, eine Blaſe Sauerſtoff, und was weiß ich, was ſonſt noch, — aber ich — was bin ich? Es iſt ſehr betrübend, aber ich muß zum Schluſſe kommen, daß ich ſozuſagen gewiſſermaßen futſch bin. Wenn ich eine Marmorſtatue in kleine Stückchen zerſchlage, und der Chemiker macht daraus kohlenſaures Waſſer, ſo iſt das ja ganz ſchön für die Leute, die das Waſſer trinken, beſonders im Sommer, wenn es heiß iſt, aber der Apollo oder der Faun oder die Venus, die ſo in Mineralwaſſer verwandelt worden ſind, wo ſind ſie? Futſch, Freundchen, futſch! Futſch iſt ein ſchönes Wort, über das ſich ein langes Kapitel ſchreiben ließe, aber eine unangenehme Sache, wenn man es ſelbſt iſt. Höchſt unangenehm! Da wir es aber vorläufig noch nicht ſind, ſo wollen wir uns deß freuen und Heu machen, ſolange die Sonne ſcheint.

Mit dem Auferſtehn iſt es auch ſo eine Geſchichte, worauf man ſich nicht allzuſehr verlaſſen darf. Wie ſagt doch Freund Heine, der bisher nur in der Ueber-

ſchrift erwähnt worden iſt und der ſicherlich ein Recht hat, hier ſeine Meinung hören zu laſſen, ſintemalen er die Urſache dieſer ganzen Schreiberei iſt?

Iſt man todt, ſo muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferſtehn
Wird nicht ſo ſchnell von Statten gehn!

Ich fürchte ſehr, Heine hat Recht, ſo angenehm mir das Gegentheil wäre. Zwar ſo ſehr lang wird man wohl im Grabe nicht liegen brauchen. Darüber hat uns ja Shakeſpeare Auskunft gegeben. Leider nur gab es zur Zeit des Königs Hamlet von Dänemark noch keine Journaliſten, ſonſt könnte ich mir eine einigermaßen zuverläſſige Kalkulation machen, wie lange ich dereinſt im Grabe liegen muß. Ich glaube, wir Knechte der großen Klatſchbaſe, die man das Publikum nennt, halten noch länger als die Gerber, denn um unſer Metier überhaupt betreiben zu können, muß man eine unſäglich dicke und feſte Haut haben. Ich veranſchlage deshalb die Durchſchnittshaltbarkeit eines Zeitungsſchreibers auf zehn bis zwölf Jahre, bin aber überzeugt, daß einige auserleſene Exemplare Näſſe und Würmern doppelt ſo lange widerſtehen können.

Aber die Seele, Freund, die unſterbliche Seele! Was macht die die ganzen vierundzwanzig Jahre über? Offen geſtanden, ich glaube nicht, daß ein Zeitungsſchreiber eine Seele hat! Es mag Zeitungsſchreiber mit Seelen geben, aber ich kenne keinen. Ueberhaupt laßt mich in Ruhe mit Eurer Seele! Ich habe noch keine geſehen und war doch vier Jahre in Amerika,

wo es faſt ſo viele Spiritiſten wie Knownothings giebt, und wo Geiſter aller Zeiten und Völker zu erſcheinen pflegen. Die Seele iſt ein Ding, das man den fachmänniſchen Definitionen zufolge weder ſehen, noch hören, noch fühlen, noch riechen, noch ſchmecken, noch ſonſt irgendwie wahrnehmen kann. Mit ſolchen Dingen gebe ich mich nicht ab, damit kann ich weder meinen Magen füllen, noch meine Hoſen flicken. Und angenommen, daß es ſo ein Ding giebt, ſo glaube ich nicht, daß alle Menſchen damit verſehen ſind, und daß nur Menſchen damit verſehen ſind. In einem einzigen Bilde von Velasquez ſteckt mehr „Seele", als in fünfhundert preußiſchen Rekruten. Und doch iſt die Seele des Bildes futſch, wenn man die Leinwand in's Feuer wirft, und die fünfhundert Rekrutenſeelen marſchiren recta in's Paradies, wo ſie ewig beſtehen werden. Dies iſt ſonderbar, höchſt ſonderbar!

Werde ich wohl je an Heine's Grab kommen? Wahrhaftig, Freund, ich bin auf dem Wege dahin, und wenn ich unterwegs links und rechts die Inſchriften leſe und darüber nachdenke, welche Lügen man einſt auf meinen Stein ſchreiben wird — brr, ich mag nicht daran denken. Hier ſehe ich eine herrliche Chance, endlich zu Heine's Grab zu kommen. Auf ſeinem Stein ſteht nicht eine einzige Lüge, denn nur ſein Name iſt darauf eingemeißelt, und ein paar Zoll tiefer der ſeiner Frau. Henri Heine und Madame Henri Heine, das iſt Alles! So wenig auf dem Leichenſtein eines Mannes wie Heine iſt ſehr vortheilhaft für alle deutſchen Zeitungsſchreiber, deren Phantaſie durch den leeren

weißen Raum gehörigen Spielraum erlangt, so daß sich ein paar Seiten dafür und dawider schreiben lassen. Leider habe ich schon vorher so entsetzlich viel phantasirt, daß ich jetzt die schöne Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen muß. Also kann sich jeder Leser selber ausdenken, was für eine Grabschrift dem Dichter, was für eine dem Spötter und was für eine dem Menschen Heine gehört.

"Alas! poor Yorik!" sagte ich, als ich den einfachen Leichenstein mit der kurzen Inschrift und den verwahrlost und alt aussehenden Perlenkränzen sah. Sonst sagte ich nichts, sondern dachte mein Theil. Indessen nur keine Furcht, lieber Leser! Ich bin zufrieden damit, daß ich Dich in meiner Gewalt habe und Dir meine Gedanken aufzwingen könnte, wenn ich wollte. Thun werde ich es indessen nicht, theils weil meine Gedanken privater Natur waren, theils weil sie für ein so auserlesenes Publikum, wie die Leser meiner unsterblichen Werke es ausmachen, weder erhaben, noch tief genug wären, und theils — dies ist die Hauptsache —, weil ich sie vergessen habe. Als ich mit Denken fertig war, untersuchte ich auch die Rückseite des Grabsteines und entdeckte, daß Narrenhände nicht nur Tisch und Wände, sondern überhaupt alles beschmieren, was einigermaßen glatt und von heller Farbe ist, sodaß man einen Bleistiftstrich darauf sehen kann. Heine's Leichenstein enthält auf der Rückseite ein umfangreiches Namensregister, und einige Besucher haben auch sonst noch ein paar Zeilen beigefügt. Ein Herr aus Köln, der in den letzten Tagen des December auf

dem Kirchhof war, hat hinter seinem Namen geschrieben: „zum Andenken an seinen großen Landsmann!“ Wahrscheinlich wird man an den großen Landsmann länger denken, als an den guten Mann aus Köln, der ihn durch die Einschrift seines Namens der Vergessenheit zu entreißen suchte. Die Thatsache, daß der Mensch an Plätzen, die viel besucht werden, sei es nun ein Aussichtspunkt, das Geburtshaus eines großen Mannes, eine historische Weinkneipe oder ein Grab, das Bedürfniß fühlt, seinen Namen irgendwohin zu schreiben, damit er beruhigt denken kann (frei nach Busch):

Jetzo kann man hieraus lesen:
Knopp ist heute hier gewesen!

diese Thatsache hat ein paar Verehrer Heine's, die in Paris leben, auf die Idee gebracht, ein Fremdenbuch zu stiften, das der Obhut eines der Kirchhofswächter übergeben werden und zur Aufnahme der Besucher von Heine's Grab dienen solle. Ausgeführt ist der Plan noch nicht, da er aber nicht schlecht ist und jedenfalls die Verunreinigung des Grabsteines für die Zukunft verhindern würde, so kann man nur wünschen, daß die Idee verwirklicht werde.

Ueberhaupt könnte es nichts schaden, wenn die Heineverehrer, die in Deutschland ihr Geld für ein Heinedenkmal nicht loswerden können, ihr Augenmerk auf das Grab des Dichters richteten,*) damit diesem

*) Dies ist inzwischen geschehen. Die „Frankfurter Zeitung“ hat eine Sammlung veranstaltet, welche jetzt zur Instandhaltung und Blumenschmückung des Grabes benutzt

in Zukunft größere Sorgfalt von Seiten des Todtengräbers zu Theil würde. Und wenn man mit aller Gewalt ein Denkmal ſetzen will, warum nicht hier, auf ſeinem Grabe? Nicht um den Todten zu ehren, der braucht kein Denkmal, aber wenn das Geld einmal da iſt, wie man ſo oft in den Zeitungen geleſen hat, dann heraus damit! Nicht für den Todten, ſage ich noch einmal, ſondern für die Lebenden! Es laufen ſo viele Bildhauer herum im Deutſchen Reiche, die das Geld nöthiger haben, als die reichen Leute, die das Denkmal ſetzen wollen! Oder, wenn es nicht zum Denkmal kommen ſollte, dann wäre es vielleicht keine ſchlechte Idee, einen Heinefonds zur Unterſtützung deutſcher Schriftſteller in Paris zu gründen. Ich kenne einen — ſein Name ſteht ganz oben an der Spitze dieſes Buches — der einen gehörigen wöchentlichen Zuſchuß ſehr gut gebrauchen könnte.

---

wird. Was die Denkmalsfrage anlangt, ſo iſt auch dieſe erledigt, indem die Kaiſerin von Oeſterreich ein Denkmal für das Grab ausführen läßt.

Charlot, der Clown.

„Dieſer Charlot!“

„Na, da hört aber doch Alles auf!“

„So ein Glückspilz!“

„300,000 Franken!“

„Es iſt unglaublich!“

Seit vierzehn Tagen hört man dieſe und ähnliche Ausrufe in allen Lokalen des Montmartre, wo Künſtler verkehren, und der Maler Charlot, genannt Charlot der Clown, iſt unſtreitig der Held des Tages. In dieſer Zeit iſt mir ſeine Geſchichte ſo oft erzählt worden, daß ich ſie Wort für Wort auswendig weiß, und da ſie mir hinlänglich intereſſant erſcheint, will ich ſie hier weiter erzählen, um ſie loszuwerden. Charlot kenne ich ſchon, ſeit ich den Montmartre als Wohnſitz erkoren habe. Jeden Morgen und jeden Nachmittag kommt er zum Apéritif in das Café de la Nouvelle Athènes, und ſo ſehe ich ihn ſeit Monaten alltäglich. Er iſt ein kleiner runder Burſche mit wohlgepflegtem Bäuchlein und fettem Geſicht, und man

ſieht ihm an, daß er Speiſe und Trank achtet und liebt, wie es ein guter Chriſt mit ſo vortrefflichen Gaben Gottes halten ſoll. Dabei leuchtet ihm eine ſolche Gutmüthigkeit, eine ſolche Fröhlichkeit und Daſeinsfreudigkeit aus den Augen, daß der verbiſſenſte Peſſimiſt bei ſeinem Anblick ſich ſtutzend fragen muß, ob denn die Welt wirklich ein ſo miſerabler Winkel ſei, wie er bisher glaubte. Und dieſe Luſtigkeit wird nicht nur von den Augen verkündet, ſondern auch die weiten Hoſen, die unten ſpitz zulaufen und auf den Kopf geſtellten Zuckerhüten gleichen, die fidele Sammtjacke, die flott im Luftzug flatternde Halsbinde und das verwegen auf den Locken ſitzende Filzhütchen haben ſo etwas Keckes, Selbſtzufriedenes und gutmüthig Herausforderndes an ſich, daß man Charlot ſofort beim erſten Anblick für einen guten Kerl, einen famoſen Burſchen und einen luſtigen Kameraden erklärt, falls man ſich auf die Beurtheilung eines Menſchen nach ſeiner äußeren Erſcheinung verſteht.

Vor fünf Jahren fiel dem bekannten belgiſchen Maler Alfred Stevens eines Abends kein beſſerer Zeitvertreib ein, als in den am Boulevard Rochechouart gelegenen Cirkus Fernando zu gehen. Stevens wohnte damals in der jetzt nach ihm benannten Paſſage Alfred Stevens, kaum hundert Schritte von dem Cirkus entfernt. Die Vorſtellung war nicht beſonders, und Stevens ſah nichts, was er nicht ſchon vorher geſehen hatte. Was aber ſein Intereſſe erregte, das waren die gemalten Couliſſen, denen der Meiſter anſah, daß ſie von einem zwar ungeſchulten, aber talentvollen Manne

hergeſtellt waren. Sie waren mit einer Urſprünglichkeit, einer Kraft und einer Friſche gemalt, daß Stevens ſich in einer Pauſe an einen Angeſtellten des Cirkus wandte und ihn nach dem Urheber der Couliſſenmalereien fragte.

„Ei, das iſt Charlot der Clown!“ war die Antwort, und Stevens ließ ſich den im buntſcheckigen Narrenkleide herumſpringenden Bajazzo zeigen, um nach der Vorſtellung ſeine Bekanntſchaft zu machen. Charlot hörte mit Erſtaunen, daß die bunten Schmierereien, die er zu ſeinem Vergnügen auf Bretter und Leinwand gepinſelt hatte, künſtleriſchen Werth haben ſollten, und der Vorſchlag des bekannten Meiſters, ſeine Laufbahn als Clown aufzugeben und ſich gänzlich der Kunſt zu widmen, fand durchaus nicht ſeinen augenblicklichen Beifall, denn wie alle Angehörigen des fahrenden Volkes liebte Charlot das freie Cirkusleben, und ſelbſt die von der Bourgeoiſie ſo ſehr als ausſchweifend und zügellos verſchrieene Künſtlerbohème kam ihm ſchon wie ein großes ſteinernes Gefängnis ohne Luft und ohne Sonne vor. Aber überreden ließ er ſich ſchließlich doch, warf die närriſche Schellenkappe weg und griff zu Palette und Pinſel.

Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn Stevens damals den Clown ruhig im Cirkus gelaſſen hätte: der Kunſt wäre daraus kein Schaden erwachſen, und ſeine Mitmenſchen zur Luſt und Fröhlichkeit zu bringen, iſt durchaus kein niedriges Geſchäft, ſondern meiner Anſicht nach ein ſehr verdienſtvolles und lobenswerthes. Charlot pinſelte zwar eifrig an ſeiner Leinwand herum und bedeckte im Laufe der Jahre mehrere Quadrat-

meter Tuch mit Oelfarben, aber Meiſterwerke brachte er nicht zu Stande. Das kam daher, daß er nicht Geduld und Energie genug beſaß, um ein angefangenes Gemälde fleißig und ſorgſam zu Ende zu führen. Mit Kraft und Feuer begonnen, verſprachen ſeine Arbeiten zu Anfang ſtets weit mehr, als ſie ſchließlich hielten, und während die erſten Entwürfe und Skizzen die Hand des genialen Meiſters zu verrathen ſchienen, waren die fertigen Bilder nicht beſſer als die des großen Haufens der Dilettanten. So kam es, daß es Charlot niemals gelang, eines ſeiner Werke durch die Jury der Salons zu bringen, und wahrſcheinlich hätte er die brotloſe Kunſt an den Nagel gehängt, um zu ſeinen Purzelbäumen und Grimaſſen zurückzukehren, hätte nicht jenes günſtige Schickſal, das ſtets über die dicken und luſtigen Menſchen wacht, ihm einen Freund geſchickt, der aus Liebe zu dem munteren und gutmüthigen Clown die Werke des Malers kaufte und gut bezahlte. Dieſer vom Himmel geſandte Mäcen war einer jener Rentiers, deren es in und bei Paris eine Menge giebt. Bis zu ſeinem fünfzigſten Jahre hatte er das Geſchäft eines Hutmachers betrieben, um ſich dann mit ſeiner Frau und ſeinen nicht unbedeutenden Erſparniſſen auf das Land zurückzuziehen und von ſeinen Renten zu leben. Herr Quatrain bewohnte ein kleines Haus, das bei dem Oertchen Auvers inmitten eines großen Gartens lag, und vertrieb ſich die Zeit mit dem Bepflanzen und Bewäſſern ſeines Gartens, worin er die farbigſten und duftigſten Roſen und die größten und wohlſchmeckendſten Birnen und Pfirſiche

anbaute und pflanzte. Dabei ging ihm seine Gattin getreulich zur Hand, und es war ein harter Schlag für den ehemaligen Hutmacher, als ihm die Frau im vierten Jahre ihres beschaulichen Landlebens durch eine hitzige Krankheit geraubt wurde. Der Wittwer ergab sich der Melancholie und wäre vielleicht seinem Kummer erlegen, wenn er nicht zufällig die Bekanntschaft unseres Charlot gemacht hätte.

Im Sommer siedeln sich überall, wo die Umgegend von Paris einigermaßen hübsch ist, Künstlerkolonien an: besonders für die Landschafter und Thiermaler ist diese Villegiatur nöthig, denn sie müssen im Sommer ihre Mappen mit Skizzen und Studien füllen, die dann im Winter benutzt und ausgeführt werden. So kam Charlot vor drei Jahren nach Auvers und an die Villa des Rentier Quatrain, wo ein von einer wohlgenährten kratzenden Schaar belebter Hühnerhof seine Aufmerksamkeit erregte, denn der ehemalige Clown hatte sich als Künstler ganz besonders der Darstellung von Federvieh zugewandt. Der Maler stellte also seine Staffelei auf und machte sich an die Arbeit. Nun muß erwähnt werden, daß Charlot nicht arbeitete wie ein gewöhnlicher, alltäglicher Maler, der als Sohn honnetter Eltern die Akademie besucht und nur die zum Handwerk absolut nothwendigen Absonderlichkeiten, als da sind: lange Haare, Sammetjacken, flatternde Kravatten u. s. w. angenommen hat, sondern unser Freund vergaß in seinem neuen Berufe keinen Augenblick, daß er von Rechts wegen Clown war. Nicht gering war das Entsetzen und Erstaunen der Gäste, die Charlot nicht kannten, als er einst bei einem zu

Ehren eines berühmten Künstler gegebenen Diner plötzlich anfing, Teller, Gläser und Messer in bunter Reihenfolge in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen, und die Verwunderung steigerte sich noch, als er, auf dem Kopfe stehend, sein Glas erhob, um mit dem gefeierten Künstler anzustoßen und auf sein Wohl zu trinken.

Die alte Marie aber, die Haushälterin des Herrn Quatrain, hätte fast einen Ohnmachtsanfall bekommen, als sie aus dem Zimmer, worin ihr Herr traurig brütend zu sitzen pflegte, plötzlich ein lautes Brüllen erschallen hörte. Sie behielt aber doch Besinnung und Geistesgegenwart genug, um alsbald, wie dies in solchen Fällen bei treuen Dienstboten üblich ist, ihr Auge an das Schlüsselloch zu legen und so dem außergewöhnlichen Ereignisse auf den Grund zu kommen. Was sie durch das Guckloch erspähte, war so über alle Maßen ungewöhnlich, daß Marie im ersten Augenblick glaubte, ihr armer Herr habe jetzt ganz und gar den Verstand verloren. Der ehemalige Hutmacher lag in einem Sessel am Fenster, blickte unverwandt durch die Scheiben, war krebsroth im Gesicht, sein stattliches Rentierbäuchlein wogte ruckweise auf und ab, und dazu entfuhr seinem Munde ein stöhnendes Geheul, über dessen Natur die gute Haushälterin nicht im Reinen war. Sie klopfte an und trat ein, ohne von Quatrain bemerkt zu werden. Als sie neben ihn trat, erkannte sie die Ursache des sonderbaren Benehmens ihres Herrn. Auf der Straße vor dem Zaun, der den Garten umschloß, stand ein unförmlicher Zwerg und schnitt Gesichter. Bei näherem Hinschauen entdeckte sie, daß es

eigentlich keine Mißgeburt war, ſondern ein Mann, der ſeinen Kopf zwiſchen die Beine geſteckt hatte und dadurch ausſah, als ob er gänzlich ohne Rumpf geboren ſei. Plötzlich wand ſich der Knäuel auseinander, Leib, Bruſt und Arme wurden ſichtbar, und mit einem ungeheuren Satze flog das ſonderbare Weſen über eine vor ihm ſtehende Staffelei weg, ſich in der Luft überſchlagend, um eine Sekunde ſpäter mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt auf einem kleinen Feldſtuhl zu ſitzen, Palette und Pinſel in der Hand und prüfend von dem Hühnerhofe nach der Leinwand und wieder zurück nach dem Hühnerhofe ſchauend.

„Uuf!“ ſtöhnte Herr Quatrain und bemerkte aufſchauend ſeine Haushälterin. „Marie, ſeien Sie ſo gut und ſagen Sie dem Herrn da draußen, wenn er mir die Ehre ſchenken wolle, mit mir zu frühſtücken, ſo ſei ich ihm zu großem Danke verpflichtet.“

So fand Charlot den Mann, den er ſeit zwei Jahren ſuchte, d. h. den Käufer ſeiner Bilder. Quatrain verſtand von der Malerei nicht mehr, als ein guter Hutmacher zu verſtehen braucht, aber einen gehörigen Luftſprung und eine tüchtige Grimaſſe wußte er zu würdigen, und Charlot ſchien ihm gerade der rechte Mann, mit deſſen Hülfe er dem überhandnehmenden Trübſinn entgehen könnte. So kam es, daß die Beiden ſchließlich die beſten Freunde von der Welt wurden, Charlot zog zu dem Rentier in's Haus, und Quatrain ließ dem Maler ein Atelier im Garten bauen. Auvers iſt nicht weit von Paris entfernt, und Charlot kam faſt täglich zur Stadt, um ſeine Kollegen und

Freunde aufzusuchen, die meiste Zeit aber verbrachte er damit, seinen Gastfreund durch allerlei Schnurren und Kunststückchen zu belustigen und aufzuheitern. Dies ging so fort bis zu den heißen Tagen dieses Sommers, die uns Alle so ärgerten und beschwerten. Die drückende Hitze hat dem Helden meiner Geschichte 300,000 Franken eingebracht, und ganz Montmartre hat sich von seinem Staunen noch nicht erholen können. Die Sache sieht vielleicht sonderbar aus, ist aber in Wirklichkeit sehr einfach. Der ehemalige Hutmacher hatte in der Gesellschaft Charlot's seine ganze Lebensfreude wiedergewonnen, und die beiden Freunde lebten herrlich und in Freuden, so daß sie Beide wuchsen und zunahmen an Fleisch und Fett. Während aber Charlot die Wirkung des guten und vielen Essens und Trinkens durch seine gymnastischen Uebungen, Sprünge und Purzelbäume einigermaßen neutralisirte, wurde Quatrain breit und rund wie eine gigantische Zuckerrübe. Die Hitze ist bekanntlich die Feindin der Dicken, und eines Nachmittags, als es 36 Grad Celsius im Schatten waren, fiel der arme Rentier plötzlich um und war nach einer Viertelstunde todt wie eine Maus im Loch. Charlot war selbstverständlich sehr betrübt, aber ich kenne Viele, die sich einen gleichen Schmerz wünschen, denn Quatrain, der keine nahe Verwandte besaß, hat seinem Freunde sein ganzes Vermögen hinterlassen, und deshalb hört man jetzt so oft auf dem Montmartre:

„Dieser Charlot! So ein Glückspilz! 300,000 Franken!“

Der Miethstermin.

Der erste April ist nicht nur der Geburtstag des Fürsten Bismarck und der Tag, an dem man die Narren schickt, wohin man will, sondern er hat außerdem noch eine Bedeutung, die ihn der großen Mehrzahl der städtebewohnenden Sterblichen in einem keineswegs rosigen Lichte erscheinen läßt. Am letzten März ist das Quartal zu Ende, und an einem der ersten Tage des folgenden Monats — wenn er ein pünktlicher Mann ist, am allererſten — stellt sich der Hausbesitzer mit der Quittung bei seinen Miethern ein, die ihn zumeist mit sehr wenig Nächstenliebe kommen sehen. Für mich, der ich mich niemals höher als bis zu einem möblirten Zimmer aufgeschwungen habe, das monatliche Zahlung erheischt, war der erste April bisher nie schrecklicher gewesen als die elf übrigen ersten Monatstage des Jahres, und erst in Paris merkte ich, welch ein böser, menschenfeindlicher Tag dieser Tag aller Narren ist.

Als ich an diesem verhängnißvollen Tage das Atelier meines Freundes R. besuchte, um mich meiner Lieblingsbeschäftigung zu widmen, d. h. um ihm zuzusehen, wie er an seiner Leinwand herumpinselte, war ich etwas überrascht, daselbst außer R. einen andern Maler und einen Bildhauer zu finden, die aus voller Kehle sangen:

Ce terme, objet de mon ressentiment — —
Voir tous les propriétaires à leur dernier soupir.
Moi seul en être cause et mourir de plaisir!

Meine Freunde zeichnen sich im allgemeinen nicht durch so blutdürstige Gesinnung aus, wie sie in diesen Reimen ausgesprochen wird, und waren sehr erstaunt, als ich den Grund ihres Zornes zu erfahren wünschte. Einen so glücklichen Menschen, der nichts von dem Zahlungstermin wußte, hatten sie offenbar noch nie gesehen und beeilten sich deshalb, mir die Schrecken des Termins und die verderbten Seelen der Hausbesitzer in den entsetzlichsten Farben zu schildern. Gegen die Pariser Hausbesitzer war der Schinderhannes offenbar ein „Kind, kein Engel ist so rein", und wenn der Teufel selbst nur halb so bösartig ist, wie die Miethsherrn der französischen Hauptstadt, so kann es manchem von uns noch übel ergehen.

Als aber die Leute mit ihren Lästerreden etwas nachgelassen hatten, sagte R. nachdenklich:

„Was ich jetzt sagen will, klingt unwahrscheinlich, übernatürlich, unhaltbar, aber Ihr mögt mir glauben oder nicht: Ich habe einmal einen Hausherrn gehabt, der ein ordentlicher Mensch, ja geradezu ein guter Kerl war!"

„Unmöglich!“ ſagte der Bildhauer, und „Lächerlich!“ ſetzte der Maler hinzu, während ich R., dem ich ſchon manche artige Geſchichte aus dem Künſtlerleben verdanke, zum Erzählen aufforderte. Die beiden Andern unterſtützten meinen Wunſch, wir ſetzten uns auf Divan und Stühle, ſtopften unſere Pfeifen, und R. erzählte uns das Folgende:

„Vor fünf Jahren hatte ich mit Jean Dubois, der jetzt in London wohnt, ein nicht ſehr großes Atelier oben auf dem Berge in der Rue Ravignan. Eine Ecke des Ateliers hatten wir mit Hülfe eines Vorhanges in unſer Schlafzimmer umgewandelt, und um am Tage Platz zum Arbeiten zu haben, bedienten wir uns einer Reihe von höchſt ſinnreichen Vorrichtungen, die Jean auszuhecken pflegte. Oben an der Decke hatten wir ein halbes Dutzend Rollen befeſtigt; an den dazu gehörigen Stricken wurden Stühle, Tiſche und ſonſtige platzraubende Gegenſtände feſtgebunden und in die Höhe gezogen. Wenn ein Beſucher kam, ließen wir einen Stuhl herab, Abends rückten wir die Staffeleien gegen die Wand, und Tiſche und Stühle verließen ihren luſtigen Platz an der Decke, um unſer Atelier wohnlich zu machen und beim Eſſen nützlich zu ſein. Wir kochten ſelbſt, denn zum Reſtaurant langten die Einkünfte nicht. Ich war Chef de cuisine und bin heute noch ſtolz auf die herrlichen Sachen, die ich zurechtgemacht habe. Beſonders in Ragout war ich groß. Das Waſſer läuft mir im Munde zuſammen, wenn ich daran denke. Seit ich nicht mehr ſelber koche, habe ich kein ſo gutes Ragout gegeſſen. Wißt Ihr, ſo ein Ragout muß mit Verſtändniß zubereí—“

„Ach, laß uns in Ruhe mit Deinem Ragout,“ unterbrach der Bildhauer den Erzähler. „Ich dachte, Du wollteſt uns etwas von einem anſtändigen Hausbeſitzer erzählen.“

„Ja ſo, alſo hört zu. Vor fünf Jahren ſaßen Jean und ich geradeſo beiſammen wie wir heute und ſchimpften auf unſern Hausbeſitzer, der heute oder morgen kommen mußte, um ſein Geld abzuholen. Natürlich hatten wir kein Geld; keine fünf Franken hätten wir dem Mann geben können. In dieſer Noth war Jean auf die Idee verfallen, den Hausbeſitzer durch ein Bild zu beſchwichtigen. Er hatte ſich an ein Gemälde gemacht, ein nacktes Frauenzimmer vorſtellend, das einem wohlhabend ausſehenden Manne das Kreuz der Ehrenlegion überreichte. Der wohlhabende Mann war unſerm Hausbeſitzer ſo ähnlich, wie man ein Porträt nur machen kann, wozu das Modell nicht ſitzt, und unter dem Kunſtwerke ſtand:

Die Kunſt belohnt den guten Reichen!

Dieſer Plan, den Jean für vorzüglich hielt, kam mir durchaus nicht ſo glänzend vor, und ich verſprach mir herzlich wenig von ſeiner Ausführung. Während Jean an der Arbeit war, pflegte ich ihn zu ermahnen, irgend etwas Vernünftiges zu malen, Illuſtrationen für die Zeitungen oder Reclamezettel für die Theater, anſtatt ſeine Zeit für einen Vandalen, Kannibalen Kaffer u. ſ. w. zu verſchwenden, blos weil der beſagte Wilde Eigenthümer der ſchmutzigen Steine und Bretter war, aus denen das Haus beſtand, das wir durch unſere Anweſenheit berühmt machten. Mein Kamerad

ließ ſich nicht irre machen, und am 1. April war er gerade an der Unterſchrift, als es an die Thüre klopfte.

„Da iſt der Schuft!“ ſagte ich und rief dann: „Herein!“ Er war es wirklich, Herr Anatole Vaillant, unſer Hausbeſitzer. Angethan in hellem Ueberzieher, eine ſchwere goldene Uhrkette auf der Weſte, einen eleganten Cylinder in der Hand, ſo kam er herein, grüßte verbindlich und ſagte:

„Sie kennen mich wohl, meine Herren? Ich bin der Beſitzer des Hauſes, das zu bewohnen Sie mir die Ehre anthun!“

„Ach, bitte, nehmen Sie Platz!“ Ein Stuhl ſchwebte von der Decke herab, obgleich Herr Vaillant die Einladung abgelehnt und Eile vorgeſchützt hatte. Wir nöthigten ihn zum Sitzen, und dann ſagte Jean:

„Ich bin erſtaunt, daß ein ſo ausgezeichneter Mann wie Sie, ſelbſt vier Treppen ſteigt, um eine kleine Summe einzuziehen, die er gewiß nicht nöthig hat.“

„187 Franken 50 Centimes,“ antwortete Herr Vaillant und ſuchte die Quittung in der Bruſttaſche.

„Ich bin überraſcht,“ ſagte ich, um das Geſpräch auf ein anderes Gebiet zu bringen und zugleich Jeans Plan zu enthüllen, „daß ein Mann wie Sie noch nicht zur Ehrenlegion gehört. Herr Dubois ſagte es mir gerade, als Sie eintraten. Er hat über dieſen Gegenſtand eine Arbeit begonnen, die ſchon nahezu vollendet iſt. Sehen Sie ſelber: Die Kunſt belohnt den guten Reichen!“

Jean rückte die Staffelei vor den Hausbeſitzer und ſagte: „Ich hätte es ſchon mehrere Male ver-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

kaufen können. Ein reicher Engländer, Mylord Enfield — vielleicht kennen Sie ihn — hat mir erst vorige Woche 2000 Franken geboten, aber ich habe alle Offerten ausgeschlagen und gesagt: Nein, dies Bild habe ich für meinen Hausbesitzer gemalt, und der soll es bekommen und kein Anderer!"

Herr Vaillant lächelte ein Weniges, steckte die Quittung wieder in die Tasche und sagte: „Ach Gott, daß doch die jungen Leute immer glauben, ein Hausbesitzer hätte die Miethe nicht nöthig."

„Wenn man ein Haus hat wie dieses, das mindestens seine 30,000 Franken jährlich einbringt, so könnte man bei einem armen Teufel von Künstler schon ein Auge zudrücken," äußerte ich bescheiden.

Dieser Vaillant war wirklich ein famoser Bursche, ein sehr guter Kerl. Er antwortete einfach: „Gut, ich will Ihnen die Quittung geben, aber unter einer Bedingung."

„Das Bild gehört Ihnen!" rief Jean.

„Aber die Bedingung?" sagte ich.

„Die Bedingung ist, daß einer von Ihnen heute meine Stelle einnimmt und bei den übrigen Bewohnern dieses Hauses die Miethe einzieht!"

„Angenommen!" rief Jean, „das werde ich besorgen. Ich kann sagen, ich wäre der Neffe oder der Sohn des Hausbesitzers."

„Hier sind die Quittungen!"

„Ihr Vertrauen ehrt mich!"

„Ich erwarte Sie heute Abend," sagte Vaillant, „mit dem einkassirten Geld. Adieu, meine Herren!"

„Adieu! Auf heute Abend!“ Eine Viertelſtunde ſpäter machte ſich Jean in dem beſten Anzuge, den wir aus unſerer Garderobe zuſammenſtellen konnten, an die Arbeit, und ich ging einſtweilen in das dem Atelier gegenüberliegende Café, um meinen Freund zu erwarten. Zehn Minuten ſpäter war er bei mir. Er war oben im fünften Stock geweſen, wo eine Mademoiſelle Hubert oder ſo ein ähnlicher Name 35 Franken zahlen ſollte.

„Es war ein Fiasko!“ ſagte er, und die Stimme des braven Jungen zitterte, „die arme Kleine iſt nicht ſchuld daran — ſie iſt ein ordentliches Mädchen und arbeitet ſiebzehn Stunden täglich, um dreißig Sous zu verdienen. Und die arme kranke Mutter iſt auch nicht ſchuld daran.“

„Und —“

„Kurz und gut, als ich das Mädel und die Mutter weinen ſah, da habe ich die Quittung ſachte auf's Bett gelegt und bin davongeſchlichen.“

„Und der Hausbeſitzer?“

„Der Hausbeſitzer iſt ein ordentlicher Kerl. Der hätte dasſelbe gethan. Na, hoffentlich habe ich mehr Glück im dritten Stock! Das Einkaſſiren der Miethe ſcheint kein Spaß zu ſein!“

Im dritten Stock wurde Jean von einer Kammerzofe in ein hübſches halbdunkles Zimmer geführt, wo eine reizende junge Frau im verführeriſchen Negligée auf einem Divan lag.

„Sind Sie der Hausbeſitzer, mein Herr?“ fragte die Dame etwas verwundert, als Jean eintrat. Dabei

blickte ſie meinen Freund derartig an, daß er ganz aus der Faſſung kam und ſtotterte: „Nur ſein Neffe. Ich komme wegen der Miethe — 745 Franken.

Die Dame ſeufzte und ſagte dann mit einer Stimme, ſüß wie Honigſeim: „Hätten Sie vielleicht die Güte, die Vorhänge ein wenig zu öffnen. Ah, ſo, danke ſehr!“

Bei dem jetzt hereindringenden Lichte erkannte Jean die Dame vor ihm. Es war Frau Bienaimé, der er oft genug auf der Treppe begegnet war, um ihr hübſches Füßchen, ihr feuriges Auge und ihren ſchlanken Wuchs zu kennen und zu bewundern. Heute blitzte ihr Auge feuriger als je: offenbar hatte ſie das Fieber. Bei einer Bewegung fiel der Aermel ihres Gewandes zurück, und ein entzückend geformter weißer Arm kam zum Vorſchein. Jean wurde immer verwirrter.

„Es ſind,“ ſtotterte er, „es ſind 745 Franken.“

„Und Anatole hat Sie hierhergeſchickt?“ fragte die hübſche Frau, während ſich ihr ſchwarzes Haar plötzlich auflöſte und über ihre weißen Schultern herabfiel.

„Anatole? Welcher Anatole?“

„Nun wohl, ſagen Sie ihm, daß ich ihn verachte! Seit anderthalb Jahren hat er mir ſtets die Quittung in einem verſiegelten Couvert überſandt. Sagen Sie dem Undankbaren, wenn er das Geld wolle, ſolle er ſelber kommen!“

„Aber ich würde mich gerne mit einer Abſchlagszahlung begnügen!“ rief Jean, der durch dieſe Enthüllungen der Schönen wieder etwas vernünftig geworden war, — „und dann, wenn Sie wollten —“

„Nun?“

„Wenn Sie mir geſtatten wollten, Ihr Porträt zu malen. — Ich wohne oben — über Ihnen. — Sagen Sie nicht nein — ich ſtürze mich aus dem Fenſter!"

„Nun vielleicht, — wenn Sie vernünftig ſind."

Jean ergriff die kleine weiße Hand und zog ſie an ſeine Lippen, als ein Geräuſch von der Thür ihn aufſchreckte. Die Kammerzoſe trat ein und machte ſich in dem Zimmer zu ſchaffen, bis Jean einſah, daß es mit dem Tête-à-tête vorbei ſei und ſich empfahl.

„Es ſind 745," ſagte er, „ich werde wiederkommen!"

„Ich werde wiederkommen, 745," wiederholte er, als er mir auf der Treppe begegnete. Er war ſo lange ausgeblieben, daß ich vor zehn Minuten herübergekommen war, um nach ihm zu ſehen.

„Nun, haſt Du Glück gehabt?" fragte ich.

„O, ſie iſt reizend, charmant, entzückend" —

„Aber das Geld?" Und dann erzählte er mir ſein Abenteuer. Ich war entrüſtet über ſeine Schwäche, hielt ihm eine lange Strafpredigt und forderte ihm ſchließlich Anzug und Quittungen ab, um die übrigen Miether ſelbſt zu beſuchen. Nach einigem Sträuben willigte er ein, und eine Viertelſtunde ſpäter klingelte ich im zweiten Stock bei dem penſionirten Oberſt Tonnere.

Als ich dem Burſchen des Offiziers mein Anliegen mitgetheilt hatte, rief drinnen eine wüthende Stimme:

„Was zum Teufel iſt los, Philipp?"

„Herr Oberſt, es iſt ein Civiliſt, der die Miethe einkaſſiren will."

„Sag ihm, er ſoll zum Teufel gehen! Sag' ihm, ich nähme eben meine Medizin." — —

„Herr Oberſt, er will ſich nicht abweiſen laſſen.“

„Dann herein mit ihm, ich werde dem Kerl Mores lehren. Wenn er nicht meine Arzneiflaſche austrinkt, ſchlag' ich ihn todt!“ Dieſe Ankündigung mißfiel mir, und da ich keine Luſt hatte, mich meines Hausherrn wegen mit zwei Soldaten zu prügeln, zog ich es vor, Abſchied zu nehmen und eine Treppe tiefer anzuklopfen. Dort wohnte eine der Königinnen der Demi-Monde, Mademoiſelle Hermine Delahanche, eine wunderſchöne Perſon, die rieſigen Aufwand machte, Pferde und Wagen hielt und die reichſten Gecken von Paris zu ihrer Kundſchaft zählte. Ein Bedienter in Frack und weißer Halsbinde öffnete die Thür.

„Mademoiſelle Hermine Delahanche?“

„Iſt nicht zu ſprechen!“

„François, laß ihn eintreten!“ rief eine Stimme aus den Zimmern. Der Bediente führte mich in einen luxuriös eingerichteten Salon, ein ſchwerer Sammtvorhang wurde bei Seite geſchoben, und die Bewohnerin dieſer Räume trat in einem koſtbaren, aber ziemlich nachläſſigen Negligee herein.

„Sie wünſchen?“ fragte ſie und blickte mich ziemlich unverſchämt aus den Augenwinkeln an.

„Ich — ich bin — ich wollte,“ ſtotterte ich, „ich bin nämlich der Hausbeſitzer.“

„Heute ſchon!“ rief Hermine mit einer königlichen Handbewegung, „und was wollen Sie?“

„2,147 Franken 50 Centimes,“ antwortete ich, nachdem ich die Zahl auf der Quittung beſichtigt hatte.

„So jung und ſchon ſo naiv! — Mein Söhnchen, wir ſind gerade beim Frühſtück. Ich lade Dich ein. Komm!“ Ich folgte ihr in einen Speiſeſalon, deſſen Einrichtung mindeſtens 100,000 Franken werth war. Um einen reich beſetzten Tiſch herum ſaßen vier oder fünf Damen, alle mehr oder weniger leicht bekleidet, und eine immer hübſcher und impertinenter als die Andere. Die Wirthin ſtellte mich vor:

„Meine Damen, ich ſtelle Ihnen meinen geliebten Hausbeſitzer vor!“

Die Geſellſchaft erhob ſich.

„Wie gefällt er Ihnen?“

„Ein nettes Kerlchen!“ ſchallte es im Chor.

„Er kommt, um die Miethe zu holen!“

Ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung machte die Fenſter klirren, und die ganze Geſellſchaft ſang:

On les guillotinera
Messieurs les propriétaires;
On les guillotinera,
Et le peuple sourira.

Eine der Hetären ſetzte ſich an's Clavier, ein paar weiche Arme umſchlangen mich, und wir flogen im luſtigen Walzer durch das Zimmer. Da gab es kein Entrinnen, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich überhaupt an Entrinnen dachte. Eine Stunde ſpäter ſaß ich in Hemdsärmeln auf dem Sofa, an jeder Seite eine der Damen, einen Roſenkranz auf dem Kopf, und ſang und jauchzte und trank, daß meine Wirthinnen erklärten, einen ſo famoſen Hausbeſitzer hätten ſie noch nie geſehen.

Um Mitternacht trat ich aus der Thüre und ſtolperte die Treppe hinunter, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Vor der Hausthür ſtand Anatole Vaillant und grinſte mir entgegen.

„Nun,“ ſagte er, „glauben Sie immer noch, daß die Hausbeſitzer zu glücklich ſind und den Galgen verdienen?“

Die friſche Luft und das plötzliche Erſcheinen des Hausbeſitzers hatten mich nüchtern gemacht.

„Herr Vaillant,“ antwortete ich, „ich an ihrer Stelle würde der ganzen Bande den Exekutor auf den Hals ſchicken. Ich würde ihnen das Hemd vom Leibe verkaufen laſſen. Ich ſchmiſſe die ganze Bagage auf die Straße. — Blos die kleine Arbeiterin im fünften Stock behielte ich. — Uebrigens ſind wir Ihnen nicht 187 Fr. 50, ſondern 222.50 ſchuldig.“

„Sie haben im fünften Stock die Quittung abgegeben?“

„Jawohl.“

„Das dachte ich mir.“

„Wir werden es bezahlen!“

„Dummes Zeug! Ich nehme dafür Ihr hübſches Bild von der Kunſt und dem guten Reichen!“

„Nun ſeht Ihr,“ ſchloß R. ſeine Erzählung; „war dieſer Vaillant nicht ein famoſer Kerl, und ſind wir nicht Narren, daß wir ſo auf dieſe armen Teufel von reichen Hausbeſitzern ſchimpfen?“

„Ich wollte, ich wäre Einer!“ ſagte der Bildhauer.

Dimitri und der Einbrecher.

Dimitri ist ein Russe, das ist selbstverständlich, denn wie könnte er sonst Dimitri heißen? Außerdem ist er Maler, und auch das ist selbstverständlich, denn er wohnt auf dem Montmartre, und Russen, die auf dem Montmartre wohnen, können nichts anderes als Maler sein. In grauer Vorzeit soll es einmal einen russischen Bildhauer auf dem Märtyrerberge gegeben haben, aber jetzt ist dieser Wundermann verschwunden, und die Russen, die heute auf der butte sacrée gedeihen, sind ohne Ausnahme Maler.

Dimitri ist also Maler, aber was malt er?

Das ist ein Geheimnis, und das ist sonderbar, denn der Russe ist der größte Schwätzer, der jemals im Weichbild der Place Pigalle gesehen worden ist, und ohne Aufhören erzählt er von sich und seinen Arbeiten d. h. von seinen Arbeitsplänen. Auf diese Art müßten wir also immer ganz genau über sein Treiben Bescheid wissen, aber — aber wir hören ihm nicht zu.

Es iſt unmöglich, ihm zuzuhören, rein unmöglich!

Zu Anfang, als er noch ganz ſchlecht franzöſiſch ſprach, lachten wir über den unaufhaltſamen und zum allergrößten Theile unverſtändlichen Redeſtrom, der ſich aus den Schleuſen ſeines ziemlich großen Mundes ergoß, aber jetzt haben wir genug deren, und die ganze Tafelrunde bemüht ſich, ihm in die Rede zu fallen und das Wort zu entziehen, ſobald er anfängt, ſeine Zunge in der Geſichtshöhle herumzuſchlenkern.

Denn Dimitri als Redner iſt fürchterlich. Wenn er einen Bleiſtift nöthig hat, ſo geht er nicht wie andere Menſchen in den Laden und kauft das Gewünſchte, ſondern er befragt zuerſt jedes einzelne Mitglied der Tafelrunde über ſeine Anſicht. Alle Marken werden durchgeſprochen, und iſt er damit fertig, ſo fängt er an, die beſte Bezugsquelle zu erforſchen. So iſt er in allen Dingen, und er unternimmt nicht die geringſte Kleinigkeit, wenn er ſie nicht vorher mindeſtens achtundvierzig Stunden lang nach allen Seiten hin betrachtet, überlegt und beſprochen hat. So etwas aber iſt langweilig!

Als er in Paris ankam, erſtaunten wir alle über ſeine Länge, denn er mißt reichlich ſeine zwei Meter auf bloßen Füßen, ſpäter aber ſtaunten wir noch weit mehr über ſeine Langſamkeit. Nichts konnte ihn aus ſeiner Ruhe aufſchrecken, er ſaß immer in ſeiner ſchneeigen ruſſiſchen Atmoſphäre und ließ ſich unter keinen Umſtänden aus ſeinem gewohnten Tempo bringen.

Ein Landsmann von ihm, den er in Petersburg gekannt hatte, ſtellte ihm während des Sommers ſein

großes Atelier zur Verfügung, und hier blieb Dimitri vom April bis zum August und that — nichts.

Er sagte, im September kehre sein Freund zurück, dann müsse er heraus aus dem Atelier, und wenn er inzwischen eine Arbeit angefangen habe, so müsse die dann unvollendet bleiben. Darauf riethen wir ihm, sofort ein eigenes Atelier zu miethen, aber er meinte, es wäre schade für das schöne Miethgeld, das er in dem Hause seines Freundes sparte. Ich deutete an, es seien Bilder schon in weniger als vier Monaten gemalt worden, zumal im Sommer, wo die Tage lang seien, aber solchen Bemerkungen begegnete er mit dem ungläubigsten Unglauben.

Außerdem konnte er kein sujet finden: er sagte, die Umgegend von Paris sei langweilig und banal, immer Himmel, Wasser, Land, Wald, Felder, Bauernhäuser — gerade wie in Rußland und in Deutschland. Um solche abgedroschene Themata zu bearbeiten, sei er nicht nach Paris gekommen, sein Bild sollte etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes werden.

Auf der Suche nach diesem wunderlichen Vorwurf ging er drei Monate spazieren, und dann begann er, ein Atelier zu suchen. Vier Wochen lang lief er herum, treppauf und -ab, und jeden Abend erzählte er uns im Restaurant, wo er am Tage gewesen war und was er gesehen hatte. Jedes von ihm besichtigte Atelier zeichnete er uns Abends auf ein Stück Papier und hob alle seine Mängel und Vorzüge hervor. Wir unterbrachen ihn von Zeit zu Zeit, indem wir die russische Nationalhymne, die Marseillaise oder die Carmagnole

anſtimmten, aber es half uns nichts. Er hielt inne, bis wir fertig waren, und fing dann ſeine Geſchichte an dem Punkte wieder an, wo wir ihn niedergebrüllt hatten.

Es war ſchrecklich.

Eines Abends rotteten wir uns zuſammen, um dieſem unerträglichen Zuſtande ein Ende zu machen. Dimitri hatte ſeine lange Geſtalt zuſammengeklappt, Notizbuch und Bleiſtift aus der Taſche gezogen, den neben ihm ſitzenden ſchwediſchen Maler mit der linken Hand an der Schulter gepackt, damit ihm wenigſtens ein Zuhörer ſicher ſei, und begann nun, ein heute beſuchtes Atelier aufzuzeichnen und zu beſchreiben.

„Rue Durantin," ſagte er und ſofort fiel ich ihm ins Wort:

„Rue Durantin, ganz famoſe Localität! Wenn Sie da etwas bekommen können, da greifen Sie nur zu!"

Dimitri ſchmunzelte — er hat große häßliche Zähne, und ſein Lächeln ſteht ihm nicht gut — und fuhr fort:

„Iſt nur hoch, ſehr hoch!"

„Wie hoch?" rief Paul.

„Fünf Treppen, verdammt ſteile Treppen!"

„Fünf Treppen! Und das nennen Sie hoch!" ſcholl es von allen Seiten.

„Ein Menſch wie Sie, der fünf Stufen auf einmal nimmt!"

„Ja, aber doch ſehr unbequem," meinte Dimitri etwas eingeſchüchtert.

„Nun hören Sie, lieber Freund, wenn Sie für tauſend Francs ein ſchönes Atelier zur ebenen Erde haben wollen, ſo müſſen Sie außerhalb Paris ſuchen.

Miethen Sie ſich irgendwo auf dem Lande eine Scheuer. Da können Sie dann je nach Belieben das Scheuerthor offenlaſſen zum Seitenlicht oder das Dach abdecken, wenn Sie Oberlicht vorziehen.“

Dimitri war erſtaunt. Daran hatte er noch nie gedacht. Aber wir ließen ihm keine Zeit, dieſe neue Idee gründlich zu durchforſchen.

„Wie groß iſt denn das Atelier in der Rue Durantin?“

Der Ruſſe zeichnete und erklärte die Dimenſionen.

„Auch kleine Kammer dabei,“ ſagte er.

„Aber das iſt ja wunderbar,“ rief der Schwede, „und nur tauſend Francs ſoll das koſten! Unerhört!“

„Neunhundert, neunhundert!“ ſagte Dimitri.

Und darauf wandte ſich der Carricaturiſt, der bisher noch kein Wort geredet hatte, zu dem Ruſſen und ſagte in rührendem Tone:

„Lieber Dimitri, Sie ſind mein Freund, nicht wahr?“

Dimitri reichte ſeine ungeheure Hand über den Tiſch und legte einen Freundſchaftseid ab.

„Nun wohl, dann verſprechen Sie mir das Eine! Wenn Sie das Atelier da nicht nehmen, dann ſagen Sie es keinem Menſchen, ſondern kommen Sie direct zu mir: Ich nehme es!“

„Aber Du“, ſagte ich, „was willſt Du denn mit zwei Ateliers? Das Deinige paßt Dir doch ſehr gut.“

„Das iſt wahr, aber eine ſolche Gelegenheit kommt nicht wieder, und lieber bezahle ich doppelte Miethe, als mir ſo etwas durch die Finger ſchlüpfen zu laſſen. — Dimitri, ich verlaſſe mich auf Sie!“

Solchen Angriffen hätte kein Stein widerstehen können. Dimitri war kein Stein, sondern ein Russe! er nahm das Atelier.

Aber damit hatte unsere Noth noch lange nicht ihr Ende erreicht. Gott bewahre! Sie fing jetzt erst recht an. Denn nun kaufte Dimitri Möbel ein, und bei jedem Stück wurden Pläne und Zeichnungen entworfen und tagelange Reden geführt. Es dauerte eine Woche, ehe er über das System des anzuschaffenden Ofens schlüssig geworden war, und einen Monat, ehe er eine Staffelei gefunden hatte, die allen seinen Wünschen entsprach.

Und inzwischen war ihm plötzlich die neue, unerhörte, noch nie dagewesene Idee gekommen, der er seit fünf Monaten nachjagte. Eines Tages fragte er mich, wie ein weiblicher Toilettetisch beschaffen sein müsse, mit welchen Stoffen behängt, auf welche Art geputzt u. s. w. Ich erwiderte, dergleichen Tische hätte ich zwar schon hie und da gesehen, aber genau betrachtet hätte ich sie nie. Da solle er sich doch lieber an eines der Modelle wenden, die mit uns speißten. Dies that er, und dann lief er wiederum in den großen Pariser Kaufläden herum, von der Place Clichy zum Louvre, von der Samaritaine zum Bon Marché, und vom Printemps zum Pont neuf, um alles zur Einrichtung eines weiblichen Toilettetisches Nöthige einzukaufen. Ich glaubte zuerst, er sei verliebt und wolle einer Dame ein Geschenk machen, aber nein, er hatte das sujet seines Bildes gefunden: eine mit ihrer Toilette beschäftigte Dame. Da diese Idee schon ungefähr 150,000 Mal

ausgeführt worden ist, kam sie uns nicht ganz neu vor, aber wir kannten jetzt den guten Dimitri schon und wunderten uns nicht. Hätte er uns als ganz funkelnagelneuen Vorwurf „Susanna im Bade“, den „Raub der Sabinerinnen“ oder gar die „Kreuzigung Christi“ gepriesen, wir wären ebensowenig in Verwunderung gerathen.

Uebrigens führte er das Bild nie aus. Als er alles Material beisammen hatte, setzte er sich eines Tages vor die aufgespannte Leinwand und wartete auf die Inspiration. Er wartete bis zum Abend und kam dann ins Speisehaus, um uns zu erzählen, daß er sich geirrt habe. Das richtige sujet habe er noch nicht gefunden. Seither bereitet er alle vierzehn Tage mit größter Umständlichkeit ein neues Bild vor, das niemals ausgeführt, ja kaum begonnen wird, und seine fürchterlichen, alle Einzelheiten beleuchtenden Beschreibungen dieser Zukunftsbilder hätten uns schon lange bewogen, ihm den Zutritt zu unserm Speisehaus bedingungslos zu untersagen, wenn er nicht eines Tages wirklich etwas erlebt hätte, das amüsant anzuhören war.

Das war seine Einbrechergeschichte, die ich hier mit meinen eigenen Worten erzählen will, denn Dimitri braucht dazu mindestens vier Stunden, und das Stenogramm seiner Rede würde mehrere Bände füllen.

Eines Nachts gegen ein Uhr kam Dimitri nach Hause, schellte mehrere Male, ehe die Thürschließerin die Schnur zog, rief dann seinen Namen, als er an dem Kämmerchen vorüberkam, worin die Schließerin

im Bette lag, und taſtete ſich ſeiner Gewohnheit nach die Treppe hinauf. Vor ſeiner Thüre machte er Halt, holte den Schlüſſel aus der Taſche, öffnete und trat ein. Und während er nun in ſeinen Taſchen nach Streichhölzern herumfühlte, überkam ihn plötzlich die Gewißheit, daß er nicht allein in dem Raum war. Er hörte ganz deutlich, wie Jemand athmete, als er ſeinen eigenen Athem lauſchend anhielt.

Dimitri war ein Philoſoph. Er ſagte ſich, zu dieſer Nachtzeit könnte ſich nur ein Freund bei ihm einſchleichen, um ihm einen Schabernack zu ſpielen, oder aber ein Spitzbube und Einbrecher.

Von ſeinen Freunden konnte es keiner ſein, denn die hatte er vollzählig im Kaffeehauſe angetroffen, alſo war es ein Einbrecher.

Er machte Licht und ſchaute umher. Nichts zu ſehen. Dann ſteckte er die Lampe an und leuchtete unter den Tiſch, hinter die Staffeleien und Vorhänge, in die Ecken, kurz überall hin. Einen Augenblick blieb er regungslos ſtehen und lauſchte, und da wußte er mit einem Male, wo der Böſewicht ſteckte. Das Athmen kam aus dem großen Wandſchrank da hinten, deſſen Daſeinsberechtigung ihm bisher nie eingeleuchtet hatte. Der war groß genug für drei Einbrecher, und Dimitri kam deshalb auf die Idee, daß am Ende mehrere Spitzbuben in ſeinem Atelier wären.

Er überlegte mit der ihm eigenen Gründlichkeit, wieviele hundert Mittel und Wege ihm zur Verfügung ſtänden und welches Mittel das geeignetſte wäre.

Endlich entſchloß er ſich.

An dem Wandschrank war ein Riegel. Den schob er vor, und nun konnten die Spitzbuben nicht mehr heraus. Das heißt, die Thür war doch recht schwach und mußte von Rechtswegen etwas verbarrikadirt werden. Dimitri schaute umher, und schleppte schließlich aus dem Nebenraum sein Bett herbei, das er mit dem Fußende gegen den Wandschrank rückte. So, jetzt konnten sie die Thür so leicht nicht mehr aufdrücken, aber — aber wie war es, wenn sie mit Revolvern bewaffnet waren und einfach durch die Thür durchschossen? Dimitri nahm eine Matratze aus seinem Bett und klemmte sie als Schutzwall zwischen die Thür und das Bett.

Dann verschloß er Thür und Fenster sorgfältig, entkleidete sich, las noch eine halbe Stunde in einem russischen Buche und blies schließlich die Lampe aus, um sich auf die Seite zu drehen und alsbald fest einzuschlafen.

Diese Methode, einen Einbrecher zu fangen, mag Ihnen sonderbar vorkommen. Ich für mein Theil hoffe es, denn um Ihnen etwas ganz Alltägliches und Selbstverständliches zu erzählen, habe ich mich nicht an den Schreibtisch gesetzt. Es mögen sogar Leute unter Ihnen sein, die einfach sagen:

„Das glaube ich nicht. Man legt sich nicht ruhig schlafen, wenn man weiß, daß ein Einbrecher im Zimmer ist.“

Das klingt vernünftig, und ich will gern zugestehen, daß Sie und ich, sowie Meyer, Müller und Schulze im gleichen Fall ganz anders gehandelt hätten.

Ich z. B. hätte die Thürſchließerin geweckt und das ganze Haus in Aufruhr gebracht. Sie dagegen hätten den Wandſchrank mit dem Revolver in der Hand geöffnet und den Gauner zum Herauskommen gezwungen. Meyer wäre einfach ins Hôtel ſchlafen gegangen, und Müller wäre ohnmächtig geworden. Aber keiner von allen hätte ſich genau ſo benommen, wie dies ſoeben der Wahrheit gemäß von Dimitri berichtet worden iſt. Warum er ſo abſonderlich handelte, weiß ich nicht, vielleicht weil er Ruſſe iſt, vielleicht weil er Dimitri heißt. — Wer kann alle dieſe pſychologiſchen Räthſel enthüllen! There are more things between heaven and earth than you are dreaning of in your philosophy, ſagt Hamlet, und dem habe ich nichts zuzufügen.

Gegen vier oder fünf Uhr Morgens wurde Dimitri durch einen großen Lärm aufgeweckt. Es war der Einbrecher, der mit Händen und Füßen gegen die Wandthür ſchlug und dazu ſchrie:

„Um Gotteswillen, laſſen Sie mich heraus! Ich erſticke.“

Dimitri ſagte: „Halt's Maul!“, und drehte ſich auf die andere Seite, um weiterzuſchlafen, aber der Gefangene ſchrie und klopfte immer weiter.

Der Ruſſe mußte ſich dazu bequemen, die Lampe anzuſtecken, denn es war noch ſtockfinſter, und aufzuſtehen. Dann ſchob er das Bett weg, entfernte die Matratze, nahm einen Knüppel in die Hand und öffnete den Schrank.

„Komm heraus, Hallunke!“

Und heraus kam ein vollständig mit Schweiß bedeckter, mittelgroßer Mann mit krebsrothem Gesicht der hastig nach Luft schnappte und sagte:

„Gott sei Dank! Wenn ich noch fünf Minuten länger in dem Loch geblieben wäre, wäre ich jetzt futsch!“

„Warum bist Du hineingekrochen, Dummkopf? In Zukunft laß die Nase aus anderer Leute Schränken. Und jetzt Marsch, dort hinein!“

Dimitri stieß seinen Gefangenen in seine kleine Schlafkammer, verschloß die Thür, rückte das Bett davor, löschte die Lampe und schlief wieder ein.

Um halb zehn erhob er sich seiner Gewohnheit gemäß, wusch sich, kleidete sich an und nahm dann den Einbrecher vor.

„Von Rechtswegen,“ sagte er, „sollte ich Dir gleich fünfundzwanzig aufzählen. Das wäre das beste.“

Dabei schwang er einen derben Spazierstock, und der Einbrecher erbleichte.

„Denn,“ fuhr Dimitri fort, „anzeigen will ich Dich nicht,“ — des Einbrechers Miene hellte sich auf — „weil die ganze heilige Brüderschaft selbst nur aus Spitzbuben besteht. Alles, was mit der Justiz zu thun hat, ist faul und taugt nichts, vom Justizminister bis zum Polizeidiener. Dieser Hallunkenbande will ich Dich nicht ausliefern. Die Kerle wären im Stande, mich zu bestrafen, weil ich Dich der Freiheit beraubt und an der Ausübung Deines Berufes gehindert habe.“

Das Gesicht des Einbrechers wurde immer vergnügter.

„Aber Strafe muß ſein. Was ſoll ich nun mit Dir anfangen?“

Der Einbrecher ſtimmte ein Jammerlied an. Er konnte keine Arbeit finden. Seit acht Tagen hatte er nichts Vernünftiges gegeſſen. Die Noth, der Hunger, das Elend hatten ihn zu dem Einbruch getrieben u. ſ. w.

Dimitri hörte ihn ruhig an und befahl dann:

„Leer' Deine Taſchen aus!“

Der Einbrecher ſtellte ſich zuerſt, als ob er nicht recht gehört habe, als Dimitri aber den Befehl wiederholte, kam er ihm ſeufzend nach.

Und jetzt wurde das Geſicht Dimitris immer vergnügter, während der Gauner von Sekunde zu Sekunde trauriger ausſah, denn der Hallunke hatte offenbar ſchon verſchiedene Wohnungen geplündert, ehe er in das Atelier gekommen war, und nun kam langſam ein Beuteſtück nach dem andern zum Vorſchein. Zuerſt ein großes Bündel Schlüſſel, dann ein kleines Brecheiſen und darnach Uhren, Ringe, Brochen, Nadeln und Geld. Als der Mann fertig war, griff Dimitri noch ſelbſt in ſeine Taſchen und befühlte ihn rundum, ob er vielleicht noch etwas habe.

Dann packte er ihn am Ohr, führte ihn an die Thür, öffnete und entließ ihn mit einem kleinen Fußtritt.

Eine halbe Stunde ſpäter trug er die Beute des Einbrechers hinunter zur Thürſchließerin und erzählte ſeine Geſchichte. Die gute Frau ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. Sie meinte, Dimitri hätte die Polizei rufen ſollen, aber Dimitri erklärte ihr, daß

die Polizisten die Kameraden und Helfershelfer der Spitzbuben seien.

Und dann stieg die Schließerin die fünf Treppen hinauf und klopfte unterwegs an jede Thür und erzählte überall die Geschichte, und die Miether sahen nach, was ihnen fehlte, und als sie dann mit ihren Verlustlisten ankamen, da fehlten vierzehn Uhren, zwölf Paar Ohrringe, 27 Fingerringe, 9 Busennadeln und 2427 Francs mehr, als Dimitri erbeutet hatte. Und doch hatte er dem Einbrecher alles abgenommen. Und das Ende vom Liede ist, daß man in seinem Hause den armen Dimitri jetzt für den Spießgesellen des Einbrechers hält und überzeugt ist, er habe den größten Theil des Raubes für sich behalten.

Jojo's Gartenfeſt.

Jojo kam hereingehüpft, reichte Jedermann die Hand, bat den Zunächſtſitzenden, ihren Hut an den für ſie unerreichbaren Haken zu hängen, ſchüttelte ſich die rothblonden Locken aus den luſtigen Augen und rief: „Wißt Ihr, was wir morgen Abend machen?“

„Natürlich wiſſen wir's,“ ſagte der Landſchafter. „Wir eſſen hier in dieſer miſerablen Bude das ſchlechte Zeug, was man uns reicht, und dann gehen wir in's Café, wo wir bis Mitternacht Quatſch reden. Das geht jeden Tag ſo. Das wird auch morgen ſo gehen.“

„Falſch!“ rief Jojo dagegen, und ihre Augen und Zähne blitzten noch einmal ſo luſtig wie gewöhnlich, „grundfalſch! Morgen Abend feiern wir ein Gartenfeſt!“

„Ein Gartenfeſt! Du biſt wohl nicht recht bei Troſt!“

„In der Geſellſchaft wäre es kein Wunder!“ gab die Kleine zurück.

„Und wo ſoll denn dieſes famoſe Gartenfeſt abgehalten werden?“ fragte ich. „Im Square d'Anvers oder auf dem Cimetière Montmartre?“

„An den Cimetière habe ich noch nicht gedacht,“ meinte Jojo, „aber der Gedanke wäre gar nicht so übel. Nur sind da so viele Friedhofwächter, und die würden uns gleich hinausjagen, sobald wir ein bischen Spectakel machten.“

„Also wo?“

„Na, doch natürlich in meinem Garten, in meinem Garten!“

„In Deinem Garten? Hast Du denn einen Garten?“

„Das will ich meinen. Ein wunderbarer Garten, fast ein Park; er ist mindestens so groß wie dieses Zimmer. Zwei Bäume wachsen darin, wirkliche Bäume mit Wurzeln und Aesten, keine Pappdeckeldinger, wie Ihr sie für die Bühne malt. Einer davon ist so hoch wie das ganze Haus.“

„Sapperment!“ sagte der Carricaturist.

„Jawohl,“ fuhr Jojo eifrig fort, „und außerdem sind da noch allerlei Büsche und Sträuche, und in der Mitte steht ein großer Tisch aus Eisenblech.“

„Aber das ist ja famos!“ rief ich.

„Jawohl, und da lade ich Euch alle miteinander ein, morgen zum Abendessen zu kommen und zum nachherigen Amüsement.“

„Vortrefflich! Wir kommen, wir kommen!“ rief es von allen Seiten.

„Nun, meine Freunde,“ fuhr Jojo fort und bemühte sich ein ernstes Gesicht zu machen, „nur giebt es bei mir nichts zu essen.“

Allgemeine Enttäuschung.

„Nein, nein, darüber macht Euch nur keine Illuſionen! Das Eſſen und Trinken müßt Ihr alles ſelber mitbringen. Und damit noch nicht genug: wer von einem Teller eſſen, aus einem Glaſe trinken und Gabel, Meſſer, Löffel und Serviette benutzen will, der muß alle dieſe Dinge beſorgen. Ich ſtelle den Garten, voilà tout!“

„Sind denn wenigſtens Stühle da?“ fragte der Landſchafter.

„Stühle? Keine Spur! Doch ja, ich glaube, es ſtehen da zwei oder drei verroſtete eiſerne Gartenſtühle. Aber darauf verlaßt Euch nicht! Wer ſitzen will, thut am beſten, ſich ſeinen Stuhl ſelber zu beſchaffen. Und daß ich es nicht vergeſſe, Lichter müßt Ihr auch mitbringen!“

Wir ſahen uns an und lachten. Dieſe kleine kugelrunde Perſon hatte doch die lächerlichſten Einfälle von der Welt. Und dann berieten wir hin und her und und kamen zum Schluſſe, daß die Idee Jojo's gar nicht ſo übel ſei. Zuletzt kam ſie uns ganz ausgezeichnet vor.

„Vor allen Dingen müſſen wir uns eintheilen mit dem Eſſen und Trinken, ſonſt bringt am Ende Jeder einen Laib Brot und drei Pfund Schinken.“

„Am beſten wäre es, wenn Jeder fünf Francs zahlte und zwei Leute mit dem Einkaufen betraut würden.“

„Um Gotteswillen nicht! Die Kerle würden mit dem Geld nach Amerika durchbrennen!“

„Und außerdem iſt es luſtiger, wenn Jeder etwas mitbringt. Das wird dann mehr imprévu, und das

iſt der Hauptreiz bei ſolchen Geſchichten. Ein bischen eintheilen können wir uns deswegen ja doch."

„Kann man denn überhaupt kochen bei Dir, Jojo?"

„Kochen? Wo denkt Ihr hin?" ſagte Jojo und ſchüttelte das Lockenhaupt.

„Gut, alſo kalte Küche! Na, deſto weniger Noth haben wir mit dem Geſchirr. Da genügt im Nothfall ein Taſchenmeſſer."

„Aber mit den Stühlen iſt das unangenehm! Wo wohnſt Du denn eigentlich, Jojo!"

„Rue du Levant 10."

„Hm, das iſt ja ganz in Deiner Nähe," wandte ſich der Landſchafter an mich, „und auch Charlot wohnt nicht weit davon. Da könntet Ihr beide wohl die Stühle herleihen. Wir können doch nicht unſere Stühle ein paar Kilometer weit ſchleppen."

„Warum nicht?" ſagte ich, „ich meine, das könntet Ihr ſehr gut. Aber trotzdem will ich als guter Menſch ein halbes Dutzend Stühle hergeben, und außerdem erkläre ich mich bereit, für angemeſſene Beleuchtung des Gartens zu ſorgen. Um Eſſen und Trinken müßt Ihr Euch dann kümmern. Glas und Teller, Meſſer und Gabel ſtelle ich ſelbſt."

Der Abend verging mit endloſen Berathungen über das morgige Feſt, und als wir nach Mitternacht auseinandergingen, wußte ein Jeder ungefähr, was er zu dem Feſte zu liefern hatte.

Als Oberfeuerwerker und Beleuchtungsmeiſter ſtellte ich mich am nächſten Nachmittag bereits um ſechs Uhr an dem bezeichneten Hauſe ein. Ich trug ein großes

Packet mit bunten Papierlaternen unter dem Arm, auf jeder Seite ſtak in der Rocktaſche ein Dutzend Kerzen, und außerdem hatte ich ein Bündel dünnen Draht mitgebracht.

Die Rue du Levant iſt eine kleine, ſteile, ſchlecht gepflaſterte Straße, die von der neuen und breiten Rue Lepic ausgeht und im ſcharfen Bogen wieder in dieſelbe Straße zurückkehrt. In Folge deſſen wird die Straße nur von ſolchen Leuten beſucht, deren Ziel ſie ſelbſt iſt, und da hier nur zehn oder zwölf Häuſer ſtehen, ſo iſt der Verkehr ſehr klein. Die Häuſer in der Rue du Levant kommen ohne Ausnahme aus jener längſt vergangenen Zeit wo der Montmartre noch zur Campagne gehörte, und wo ſich die in Paris reichgewordenen kleinen Rentiers hier oben auf dem Bergesabhang ein kleines Häuschen mit ebenſo kleinem Gärtchen anſchafften, um hier den Reſt ihrer Tage in beſchaulicher Ruhe zu verbringen. Das Meer der ſiebenſtöckigen Miethskaſernen rückt zwar immer weiter vor, aber während es die anſtoßende Rue Lepic gänzlich verſchlungen hat, iſt die kleine Rue du Levant bisher unberührt von ihm geblieben.

Eine wohl drei Meter hohe Mauer, die ſeit einem halben Jahrhundert nicht mehr angeſtrichen worden war, von der die Hälfte des Bewurfes herabgefallen war und die ſich ſo bedenklich nach der Straße herüberneigte, daß ich einen Augenblick fürchtete, ſie möchte mir auf den Kopf fallen, war alles, was ich zunächſt von dem Hauſe No. 10 ſah! Eine alte aber feſte Thür aus Holz und Eiſen, welche keinen Durchblick in das

dahinterliegende Stück Welt gestattete, erwies sich als unverschlossen, nachdem ich den rostigen Knopf mit Mühe umgedreht hatte, und über ein paar steinerne Stufen stieg ich in den Garten hinab, nachdem ich die Thür hinter mir zugedrückt hatte.

War mir die Rue du Levant schon einsam vorgekommen, so schien ich hier am Ende der Welt angekommen. Wie nach der Straße zu war das Gärtchen auf beiden Seiten von hohen Mauern eingeschlossen, die keinen Überblick gestatteten, und auf der vierten Seite stand ein dreistöckiges Häuschen, das wie die Wand vor fünfzig Jahren zum letzten Mal angestrichen worden zu sein schien. Rechts von mir stand der Baum, von dem uns Jojo erzählt hatte, eine stattliche Akazie, die das Dach des Häuschens überragte, und an den Mauern hin kroch und wucherte es üppig grün wie im schönsten Urwald: Epheu, wilder Wein, Geisblatt und allerlei Kletterpflanzen bedeckten jedes Mauerfleckchen, und weiter unten wuchs und drängte sich Busch an Busch und Strauch an Strauch. Man sah, daß hier früher einmal ordentliche und geregelte Beete angelegt worden waren, aber die siegreiche Natur hatte längst die Künste des Gärtners überwunden und ein entzückendes Stückchen Wildniß geschaffen.

Die Mitte des Gärtchens war früher schön mit Kies bestreut, aber jetzt grünte und sproßte allerlei Kraut und Gras zwischen den Steinchen. Hier stand der von Jojo erwähnte eiserne Tisch, ein recht verwahrlostes Möbel, in das der Rost zahlreiche Löcher gefressen hatte. Die zwei Gartenstühle bildeten dazu das würdige Pendant

Das alles ſah ſo merkwürdig unbewohnt und verlaſſen aus, mein Eintreten war ſo gänzlich unbeachtet geblieben, daß ich überraſcht das Haus muſterte. Und da ſtieg mein Staunen noch erheblich: im unterſten Stock waren keine Fenſterläden, aber auch keine Vorhänge an den Fenſtern, und im zweiten und dritten Stock waren ſämmtliche Läden geſchloſſen. Hoch oben aber, wahrſcheinlich ſo hoch, daß man es von der gegenüberliegenden Seite ſehen konnte, war ein Schild mit den bedeutungsvollen Worten angebracht:

Maison avec jardin à louer.

Ein kalter Schauer überrieſelte mich. Da hatte uns Jojo einen ſchönen Streich geſpielt. Am beſten machte ich mich aus dem Staube, ehe ich von dem Eigenthümer oder von ſonſt Jemand in dem fremden Garten erwiſcht wurde. Ich wandte mich zur Flucht, aber da öffnete ſich die Thür und herein ſprang Jojo, daß die Röckchen und Löckchen nur ſo in der Luft herumflogen.

„Na, was ſagſt Du zu meinem Garten!“

„Hol' der Kuckuck Deinen Garten! Meinſt Du, ich wollte acht Tage eingeſperrt werden? Ich gehe nach Hauſe!“

„Dummes Zeug! Warum? Weil der Garten nicht mein iſt? Aber er iſt ja mein, er iſt Dein, er iſt Jedermann. Der Eigenthümer iſt verreiſt, in die Campagne, Gott weiß wohin. Wir können machen was wir wollen. Nur keine Angſt!“

Damit faßte ſie mich bei den Händen und zwang mich zu einem raſenden Tanz um den alten Tiſch herum.

„So, und jetzt zeig' her, was Du mitgebracht haſt. Ah, Lampions, das iſt famos. Und an Lichter haſt Du auch gedacht! Eine erſtaunliche Leiſtung für einen Mann! Aber jetzt an die Arbeit, und die Dinger angebunden."

Sie kramte die Laternen aus dem Packet und machte ſich mit den Kerzen zu ſchaffen. Unſchlüſſig ſah ich ihr zu und ſagte dann: „Weißt Du, die Sache mit dem Eigenthümer ſcheint mir doch ein bischen riskirt. Wenn der Kerl am Ende gar nicht verreiſt wäre —"

„Gott, was die Männer ſchwerfällig und ängſtlich ſind. Er iſt verreiſt, ſage ich Dir, gewiß und wahrhaftig verreiſt. Uebrigens," fügte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu, „brauchen wir es ja den andern nicht zu ſagen, daß es ein fremder Garten iſt. Bis die kommen, iſt es ſchon ſo dunkel, daß man das Schild da oben nicht mehr ſehen oder wenigſtens nicht mehr leſen kann. Ein paar davon wären am Ende doch im Stande, uns auszureißen, wenn ſie merken, wie die Sache ſteht.

Kann man einem luſtigen hübſchen Mädchen widerſtehen, das uns zu Tollheiten verführt? Wenn ich von mir ſelbſt auf andere urtheilen darf, ſo ſage ich kühnlich: „Man kann nicht."

Ich blieb da, ſpannte Bindfäden und Drähte, hängte meine Laternen auf, und als es gegen halb acht dunkel zu werden begann, ſteckte ich die Lichter an. Das ſah wirklich allerliebſt aus, wie in einem Feengarten, und Jojo klatſchte in die Hände und ſagte,

ich ſei ein homme épatant, was ſo viel wie „famoſer Kerl“ beſagen will.

Und dann kamen die andern und brachten Flaſchen Weines und Brot und Fleiſch und Wurſt und Schinken und Käſe und Auſtern und Schnaps und Gott weiß was ſonſt noch. Die Stühle hatten ſie von Charlot und mir geholt, und bald ſaß die ganze Geſellſchaft in möglichſt bunter Reihe in weitem Kreiſe um den roſtigen Tiſch herum und aß, trank, ſang und plauderte. Allmählich hörte das Eſſen und Trinken auf, und ſtatt deſſen wurde das Singen und Jauchzen immer allgemeiner.

Der Chanſonnier hatte ein Waldhorn mitgebracht, und der Landſchafter war mit einer großen Trommel aus gebrannter Erde erſchienen, wie ſie in Nordafrika zur Begleitung des Bauchtanzes im Schwange ſind. Außerdem zog Charlot zwei Nebelhörner aus der Taſche, die an der holländiſchen, belgiſchen und nordfranzöſiſchen Küſte den Schiffern bei Nebel zum Signalgeben dienen. Dieſe vier Inſtrumente bildeten zwar nur ein ſehr unvollſtändiges Orcheſter, aber mit etwas gutem Willen laſſen ſich die ſchwierigſten Sachen bewerkſtelligen. Der Schwede, der ein vorzüglicher Naturmuſiker iſt und faſt ſämmtliche Inſtrumente der Welt nur mit den ihm von der Natur verliehenen Werkzeugen nachzuahmen verſteht, übernahm das Cello, und ich machte den Brummbaß. Der Karrikaturiſt wollte die Violine ſpielen, mußte dieſes Vorhaben aber nach einigen Verſuchen aufgeben, und ſchloß ſich Paul an, der mit zwei Stöcken auf den Tiſch trommelte.

Die Damen, die gleichfalls mitzuwirken begehrten, erhielten die Weisung, mit den Messern an die Gläser zu klopfen und von Zeit zu Zeit recht schrill zu kreischen. Dann stimmten wir unsere Instrumente, der Chansonnier gab mit einem gellenden Waldhornstoß das Zeichen zum Anfang, und wir brachen los. Alsobald erhob sich auf allen Seiten ein wüthendes Hundegekläff, Fenster wurden geöffnet, und zürnende Stimmen befahlen uns Ruhe. Dadurch angefeuert, verdoppelten wir unsere Anstrengungen, und der Karrikaturist, der inzwischen in einem Winkel des Gartens eine alte Gießkanne gefunden hatte, gab das Tischtrommeln auf, um sich diesem neuen Instrumente zu widmen. Er entlockte ihm so gräßliche, herzzerreißende Töne, daß wir einen Augenblick innehielten und gänzlich aus dem Takt zu gerathen drohten.

Von Zeit zu Zeit machten wir eine Pause, um den schimpfenden Nachbarn Gelegenheit zu geben, sich hören zu lassen, sobald aber die Zürnenden am Höhepunkt ihrer Rede angekommen schienen, gab der Chansonnier das Zeichen und unser anmuthiges Concert brach wieder mit voller Kraft los.

Vielleicht hätten wir dies grausame Spiel noch lange getrieben, wenn nicht plötzlich etwas den meisten Tischgenossen gänzlich Unerwartetes passirt wäre. Auf einmal öffnete sich die Gartenthür und auf der Schwelle erschien ein dicker Herr mit rothem Gesicht und weißem Backenbart, der uns also anredete:

„Wie können Sie wagen? — Mit welchem Recht —? Wie kommen Sie dazu —? Meine Herren —"

Charlot hielt ihm ein Glas Wein hin und sagte:

„Mein Herr, Sie ſind erhitzt, Trinken Sie ein Glas Wein und beruhigen Sie ſich! Bei Ihrer Corpulenz könnte die Aufregung böſe Folgen haben. Nehmen Sie Platz!"

Aber der Dicke hörte nicht auf ihn, ſondern ſchrie weiter:

„Wer hat Euch erlaubt, in meinen Garten zu kommen?"

„In Ihren Garten?" riefen gleichzeitig zehn Stimmen. „Sie ſind wohl verrückt: Scheren Sie ſich zum Teufel, Sie alter Narr!"

Und während Jojo vor Lachen faſt vom Stuhle fiel, rief der Mann wüthend:

„Na, wartet, ich werde Euch etwas zeigen! Nur eine Minute, meine feinen Herrchen, nur eine Minute! Ich will Ihnen zeigen, daß es noch Polizei in Frankreich giebt."

Damit verſchwand er aus der Thüröffnung, und wir hörten, wie er eilends die Straße hinablief. Daß er in fünf Minuten mit der Heiligen Brüderſchaft zurück ſein würde, war ſicher. Es war alſo keine Zeit zu verlieren. Ich erklärte ſchnell, daß Jojo, die vor Lachen kein Wort ſprechen konnte, uns in einen fremden Garten geladen habe und daß wir uns ſchnell aus dem Staube machen müßten. Und dann riß ich ſchleunigſt die Lampions herunter, löſchte die Kerzen, rollte alles zuſammen, ein Jeder packte Stühle und Geſchirr, und als der Eigenthümer des Gartens mit der bewaffneten Macht wiederkehrte, lag ſein Beſitzthum dunkel und verlaſſen da. Hoffentlich hat er ein Streichhölzchen an-

geſteckt und in Gegenwart der Polizei den Segenswunſch geleſen, den ihm zum Abſchied der Chanſonnier mit einem Stück Kreide auf den Tiſch geſchrieben hatte und den ich leider hier nicht mittheilen darf. Wir aber zogen in das Atelier Charlots und feierten dort weiter, bis der Tag graute. Das war Jojos Gartenfeſt!

Die Abbaye du Cloiſon.

Nach dreimonatlicher Abweſenheit kehrte ich nach Paris zurück und ſuchte alsbald wieder den Montmartre und meine Freunde aus der Bohême auf. Viel hatte ſich nicht geändert: in den Cafés ſaßen dieſelben langhaarigen Geſellen bei Bier und Abſinth, in den Tanzlokalen ſchwangen dieſelben Damen das im durchſichtigen Seidenſtrumpfe ſteckende Bein, auf den Straßen wogte dasſelbe fröhliche Leben, und in den Reſtaurants wurde noch dieſelbe roſenfarbige Brühe als Wein verkauft. Aber wenn auch das allgemeine Bild geblieben war, die Einzelheiten hatten doch hier und da eine Verſchiebung erfahren: die rothhaarige Benedetta ließ ſich weder im Reſtaurant noch im Café mehr ſehen, ſondern war zu dem ungariſchen Maler mit dem ſchwarzen Lockenbart gezogen und hielt da jetzt ſittſam Haus; mein Stammlokal, das Café de la Nouvelle Athènes, war von dem Beſitzer des benachbarten Café du Rat Mort angekauft worden und hieß jetzt Annexe du Rat Mort. Der lange Sinière, der

mit der ernſthafteſten Miene die tollſten Dummheiten anzugeben pflegte, war auch verſchwunden: er machte langſamen Schritt in Laon; die kleine Jeanne mit den ſchwarzen Augen war ihrem Geliebten nach Madagaskar gefolgt, und unſer ſchwediſcher Freund Niels war zum erſten Mal ſeit drei Jahren gänzlich unbeweibt. Das Alles erfuhr ich in der erſten halben Stunde, aber ich ließ mich dadurch nicht aus meiner Gemüthsruhe bringen. Das intereſſanteſte Ereigniß wurde mir erſt am folgenden Tage erzählt: Simonet und der Chevalier de la Cleſ hatten die butte verlaſſen, und die Abbaye du Cloiſon ſtand leer!

Die drei Namen, die der Leſer ſoeben höchſtwahrſcheinlich zum erſten Mal geſehen hat, haben bei ihm — darauf möchte ich wetten — wahrſcheinlich ganz irrige Vorſtellungen geweckt: Abbaye du Cloiſon! Dies klingt nach einem gothiſchen Steinbau mit weitem Vorhofe, Korridoren, vielerlei Steinbildern und Oelgemälden, gewölbten Kellern und zierlich durchbrochenem Glockenthurm. Chevalier de la Cleſ! Eine edle, hohe Geſtalt, ritterlicher Anſtand, Ahnenſtolz und Bändchen der Ehrenlegion. Simonet! Un homme quelconque, irgend ein gleichgültiger Menſch. In Wirklichkeit iſt die Abtei mit dem ſchönen Namen eine elende Bretterbaracke hoch oben auf dem Montmartre. Der Ritter vom Schlüſſel iſt ein ſchäbiger Geſelle von ſchmutzigem Lebenswandel, und Simonet iſt eines jener Univerſalgenies, wie ſie ſich nur in Paris zur vollſten Blüthe entfalten können. Er iſt Maler, Dichter, Komponiſt, Schauſpieler, Sänger und ſonſt ſo ziemlich Alles, was

man zu den brotlosen Künsten rechnen kann. Dabei sieht er aus wie ein assyrischer König, schreitet, steht und sitzt mit dem Anstande eines römischen Senators, begleitet seine Rede mit ehrfurchtgebietenden Handbewegungen oder herablassendem Nicken des Kopfes, kennt alle berühmten und unberühmten Bewohner des Montmartre und ist allen seinen Bekannten Geld schuldig. Diesem ausgedehnten Bekanntenkreise und seiner weisen Ausnutzung hat es Simonet zu danken, daß er von Zeit zu Zeit eine ordentliche Mahlzeit zwischen die Zähne bekommt und nicht ausschließlich an der vache enragée herumkauen muß. Das Fleisch einer wüthenden Kuh muß ganz besonders unappetitlich sein, und deshalb ist man in der Bohême übereingekommen, den Zustand der geld-, brot- und obdachlosen Noth als manger de la vache enragée zu kennzeichnen. Wenn er die guten Freunde nicht hätte, so wäre Sisi, wie ihn seine Bummelgenossen nennen, schon lange dem anhaltenden Mangel an Beschäftigung seines Magens zum Opfer gefallen, denn seine Gemälde und Zeichnungen sind derartig, daß sich der elendeste rapin ihrer Urheberschaft schämen würde; als Komponist erhebt er sich nicht über die Klavierspieler in den untergeordnetsten Tingeltangels, seine Stimme ist nicht besser als die des mittelmäßigsten Straßensängers, seine Verse sind so schlecht, daß man sich über die Geduld des Papiers wundern muß, das sich so etwas auf den Rücken schreiben läßt, und als Schauspieler könnte er von dem talentlosesten Cabotin der schlechtesten Schmiere lernen. Mit allen Gaben und Talenten könnte er sich

alſo nicht einmal trockenes Brot, geſchweige denn Abſinth verdienen. Zum Glück aber beſitzt er einen herrlichen Bart, einen Bart, der an die flachen Reliefs auf aſſyriſchen Grabmalen erinnert und der in majeſtätiſchen Wallungen bis zur Mitte des Oberkörpers hinabrauſcht. Ein Mann mit einem ſolchen Barte muß ſelbſtverſtändlich, einem unumgänglichen Naturgeſetze folgend, ſein ganzes Benehmen, ſeine Haltung und ſeine Bewegungen der Majeſtät ſeines Geſichtsſchmuckes anpaſſen, und ſo kommt es, daß Simonet in ſeinem zerriſſenen und beſchmutzten Rocke ſo ſtolz und würdevoll einherſchreitet, als ob ſein Vorahne zu den Paladinen Karls des Großen gehört habe. Sein Freund, der Chevalier de-la Clef, ſieht gegen ihn, ob er ſich gleich einer ſeines Namens würdigen Haltung befleißigte und gemeiniglich ein paar Löcher weniger im Rocke hatte als Simonet, recht unbedeutend und plebejiſch aus.

Jeder Bohême hat die Gewohnheit, mitunter in geheimnisvoller Weiſe von ſeinen Verwandten zu erzählen und anzudeuten, daß er aus vornehmer und reicher Familie ſtamme. Simonet verſchwand von Zeit zu Zeit vom Montmartre und kehrte jedesmal etwas ſauberer und fetter zurück: er war bei ſeinen Verwandten geweſen. Da dieſe Verwandten aber in Paris ſelbſt wohnten, ſo hatte man bald herausgebracht, daß ſein Vater eine kleine Kohlenhandlung in der Rue de l'arbre sec beſaß und im Laufe der Jahre einen mäßigen Spargroſchen zurückgelegt hatte. Im vergangenen Frühjahr ſtarb der Alte und Siſi erbte plötzlich ein paar Tauſend Franken. Ein gewöhnlicher Bummler hätte

dieſes Geld ſo ſchnell wie möglich verjubelt, aber Simonet hatte einen königlichen Bart und mußte deshalb ſein Vermögen königlich benutzen. Er miethete einen verwilderten Garten oben auf dem Gipfel des Montmartre und erbaute die Abbaye du Cloiſon. Aus Balken, Brettern, Blechplatten, Teppichen, Vorhängen, Matten und ſonſt allem möglichen Material, das er kaufte, borgte, fand oder ſich ſchenken ließ, errichtete er mit Hülfe des Chevaliers ein wunderbares Gebäude, das aus der Ferne ausſah, wie ein herrliches Luſtſchloß mit Balkonen, Säulen, Thürmen, Statuen und allem Anderen, was der erfinderiſche Geiſt des Architekten zur Ausſchmückung eines Palaſtes erſinnen kann. Näher gekommen aber merkte man, daß die Abtei nur eine elende Bretterbaracke war, deren Außenwände mit grellen Farben bemalt waren. Alle die Säulen, Statuen und Balkone, ſowie der größte Theil der Fenſter und Thüren waren aus dem Farbentopf Simonets hervorgegangen, und auch die von den Zinnen herabgrüßenden, aus den Fenſtern ſchauenden und auf den Balkonen ſtehenden Damen und Herren, die Blumen, Guirlanden und bunten Banner hatte der Pinſel Siſi's geſchaffen. Im Innern ſah es ſo ähnlich aus: ehe man ſich auf einem Divan niederließ, war es gut, ſich durch Befühlen von ſeiner Exiſtenz zu überzeugen, andernfalls lief man Gefahr, ſich vor dem an die Wand gemalten Sitze auf den Fußboden zu ſetzen.

Vor dem Hauſe befand ſich ein freier Platz, eine Art von Hof, und dieſen Raum hatte Simonet zur Schaubühne umgewandelt, um ſeine Dramen zur Auf-

führung zu bringen. In seinen Stücken befleißigte er sich des gründlichsten Realismus und Naturalismus, und bei der Aufführung seiner Dernière nuit de Cléopâtre, der ich eines Abends beiwohnte, bekam man Dinge auf der Bühne zu sehen, denen im gewöhnlichen Leben nur im verschwiegenen Dunkel der Nacht und unter vier Augen eine Existenzberechtigung zuerkannt wird. Sehr appetitlich waren diese Vorstellungen nicht, und mehr als einmal begehrte sie kein halbwegs anständiger Mensch zu sehen. Jetzt ist alles dies vorbei, die Erbschaft Simonets ist verzehrt, und wahrscheinlich komponirt er jetzt, wo die linden Frühlingslüfte den Aufenthalt im Freien erträglich machen, in der auberge de l'étoile, wie Mutter Grün in der Bohême heißt. In seinen Stammlokalen auf dem Montmartre läßt er sich nicht mehr sehen, und vorläufig ist er für uns todt. Es ist deshalb ganz in der Ordnung, wenn ich ihm einen kleinen Nachruf widme und eine seiner Heldenthaten erzähle, damit sein Ruhm der Nachwelt erhalten bleibe.

Eines Tages begegnete ich Simonet in der Rue Houdon. Er schritt würdevoll die steile Straße hinab, die rechte Hand in dem zugeknöpften schäbigen Rocke steckend, die linke allerlei majestätische Luftbewegungen ausführend und wahrscheinlich seine Gedanken begleitend. Aufschauend, bemerkte er mich, grüßte und begann eine Plauderei, wahrscheinlich mit der Absicht, mir einige Silberlinge abschwatzen zu können. Dies gelang ihm auch schließlich, aber die paar Franken waren nicht verloren, denn die Geschichte, die er mir erzählte, ist

eine handvoll Silber werth. Ich fragte ihn nach dem Befinden ſeines Freundes, des Chevaliers de la Cleſ, und erhielt die Antwort:

„Er iſt im Exil!“

„Was? Wie? Im Exil?“

„Jawohl, im Exil! Ich habe ihn verbannt; aus der Abbaye du Cloiſon verbannt!“

„Aber warum?“

„Hm, warum! — Nun, er hat ſich vergangen gegen mich.“

Dies Alles redete Simonet, wie es ſeine Gewohnheit war, mit den herrlichſten und nobelſten Geberden, deren je ein aſſyriſcher König fähig geweſen iſt. Die Art des Vergehens ſeines Freundes wollte er zuerſt nicht erzählen, als ich ihm aber zu verſtehen gegeben hatte, daß nur durch den vollen Bericht der Thatſachen ein erfolgreicher Pump zu Stande gebracht werden könnte, gab er nach und ich erfuhr die Geſchichte von der Verbannung des Ritters vom Schlüſſel.

„Hör mal, Siſi,“ hatte der Chevalier eines Abends beim Nachhauſegehen aus dem Café zu ſeinem Gefährten geſagt, was würdeſt Du ſagen, wenn ich hundert Franken zum Gemeingut gäbe?“

„Hundert Franken! Du?“ hatte Siſi erſtaunt ausgerufen, „woher willſt Du hundert Franken nehmen?“

„Das will ich Dir erklären. Ich habe einen Onkel in Verſailles, der mir jedes Mal, wenn ich ihn beſuche, einen Hundertfrankenſchein ſchenkt. Nur muß ich anſtändig auftreten und deshalb muß ich einen eleganten Ueberzieher haben. Mein Rock iſt zwar

nicht mehr neu, aber kann ſich doch immer noch ſehen laſſen; wenn ich aber im Winter ohne Ueberzieher ankomme, ſo ſieht das etwas verdächtig aus. Ich brauche alſo einen Ueberzieher und vierzehn Sous für das Billet.“

Simonet erwiderte kein Wort, aber ſein großer Geiſt bemächtigte ſich alsbald des Problems, und am nächſten Morgen forderte er ſeinen Genoſſen ohne eine Silbe der Erklärung auf, ihm zu folgen. Fünf Minuten ſpäter ſtanden die beiden Freunde im Atelier des belgiſchen Bildhauers Vanderſtraten, eines Mannes, der die Büſten reicher Leute macht und in Folge deſſen ſtets elegant gekleidet iſt. Vanderſtraten empfing die Beſucher etwas unfreundlich.

„Wo zum Henker ſind die Photographien?“ wandte er ſich an Simonet, der außer den vielen oben angeführten Künſten auch die Lichtbilderei betreibt und einige Aufnahmen für den Bildhauer gemacht hatte.

Simonet ſchlug ſich vor die Stirn.

„Na, da hört aber doch alles auf! So ein Gedächtniß! Ich bin eigens heruntergekommen, um Dir die Abzüge zu bringen, und jetzt habe ich ſie auf dem Tiſche liegen laſſen. Unglaublich! Aber na, ich bringe ſie Dir morgen früh, ſobald ich aufſtehe.“

Der Bildhauer war nicht ſehr zufrieden, aber Siſi ließ ſich nicht irre machen, ſondern ging nun direkt auf den wahren Zweck ſeines Beſuches über.

„Sag' einmal, wer iſt eigentlich Dein Schneider?“

„Mein Schneider? Warum?“

„Da ist ein reicher Amerikaner, Monroe heißt er, der hat Deinen Ueberzieher gesehen und möchte sich auch so einen machen lassen.“

Vanderstraten, der viel für Amerikaner arbeitet, spitzte die Ohren.

„Warum? Wer ist das?“

„O, ein netter Kerl, hat einen Haufen Geld und fürchtet sich nicht, es auszugeben. Nächstens bringe ich ihn einmal her. Vielleicht kauft er etwas. — Ach, da hängt ja Dein Ueberzieher.“

Trotz der Proteste des Eigenthümers hatte er das Kleidungsstück alsbald in den Händen und betrachtete es mit kritischen Blicken.

„Na, so großartig ist das Ding gerade auch nicht. Da brauche ich die Adresse Deines Schneiders gar nicht. Das kann irgend ein Schneider machen. Willst Du mir ihn auf eine halbe Stunde leihen, daß ich ihn gerade dem Schneider zeige? Er wohnt am Boulevard Clichy, gleich in der Nähe.“

„Dummes Zeug! Laß den Ueberzieher hängen und scheere Dich zum Teufel, daß ich arbeiten kann.“

Simonet kümmerte sich nicht um die Widerrede Vanderstratens, sondern eilte mit dem Ueberzieher hinaus, der Chevalier de la Clef hinter ihm her.

„In spätestens einer halben Stunde bringe ich ihn Dir wieder“, rief er durch die halboffene Thür dem verblüfften Bildhauer zu und war verschwunden.

Schweigend gingen die beiden Freunde mit dem erbeuteten Ueberzieher neben einander her zum Bahnhof St. Lazare. Dort überreichte Simonet dem Chevalier

den Paletot und fingerte dann in der Westentasche herum.

„Tiens“, sagte er und zählte die Kupfermünzen in die offene Hand seines Gefährten, „zwei, vier, sechs, acht, zehn, elf, zwölf, dreizehn und vierzehn. Jetzt nimmst Du Dein Billet, fährst nach Versailles, besuchst Deinen Onkel, — dazu hast Du drei Stunden Zeit — und um zwei Uhr dreißig bist Du wieder zurück. Ich erwarte Dich an der Bahn.“

Die beiden schüttelten sich die Hand, und Simonet ging, um seiner Schwester einen Besuch zu machen und bei ihr zu Mittag zu essen, nachdem er vorher den Chevalier, der jetzt den eleganten Ueberzieher Vanderstratens angelegt hatte, wohlgefällig gemustert hatte. Um halb drei war er wieder auf dem Bahnhofe und erwartete den Zug von Versailles; der Zug kam, aber der Chevalier ließ sich nicht sehen. Alle vierzig Minuten trifft ein Zug von Versailles in Paris ein: Simonet wartete. Er wartete bis neun Uhr Abends, dann verlor er die Geduld und schlug den Weg nach dem Montmartre ein, in tiefe Gedanken und Spekulationen über das Ausbleiben des Chevaliers versunken. An der Ecke der Rue Pigalle und der Rue Victor Massé wurde er aus seinem Brüten aufgeschreckt: aus der kleinen Winkelkneipe erscholl eine bekannte Stimme, und aufschauend bemerkte er einen bekannten Ueberzieher. Es war kein Zweifel möglich: da drinnen saß der Chevalier de la Clef mit einer „Dame“, beide in jenem Zustande, der sich gemeiniglich nach allzureichlichem Genuß geistiger Getränke einzustellen pflegt

und zu deſſen Bezeichnung der Volkswitz in allen Theilen der Erde die ſeltſamſten Symbole und Allegorien erfunden hat.

Simonet trat entrüſtet näher.

„Wo haſt Du Dich herumgetrieben, Schurke?“

„Ah, ſieh da,“ lallte der Chevalier, „Siſi; weißt Du, Du verdammter Kerl, Du haſt mir einen Sou zu wenig gegeben, und ſo konnte ich nicht wegkommen. Zum Glück habe ich Celeſte da getroffen, eine alte Bekannte von mir, deren Taſchen beſſer garnirt ſind, als unſere. Hahaha!“

Simonet bebte vor Entrüſtung, aber ſeine königliche Haltung verließ ihn keinen Augenblick.

„Augenblicklich ziehſt Du den Ueberzieher aus, Knecht!“ herrſchte er den trunkenen Chevalier an, der dem Befehle ohne weiteres nachkam, nachdem er ſich mit blödem Lächeln von ſeinem Stuhle erhoben hatte. Simonet nahm das Gewand, das ſo ausſah, als ob ſein Träger vierundzwanzig Stunden lang in der Goſſe gelegen habe, in Empfang, legte es über den linken Arm, reckte die Rechte mit ausgeſtrecktem Zeigefinger gegen den Frevler und ſprach:

„Höre zu und merke Dir meine Worte: Ich verbanne Dich! Zwei Monate lang wirſt Du den Fuß nicht in die Abbaye du Cloiſon ſetzen und ich befehle Dir bei meinem Zorn, Dich nicht auf meiner Schwelle ſehen zu laſſen, bis die zwei Monate verſtrichen ſind!“

Während der unglückliche Chevalier entſetzt dieſem harten Spruche lauſchte, rollte ſeine Begleiterin vor Lachen vom Stuhl und wälzte ſich auf dem Boden.

Simonet aber wandte sich majestätisch zur Thüre und ging mit Vanderstratens Ueberzieher nach der Abtei. Am nächsten Tage brachte er die beschmutzte Toga zu seiner Schwester, die eine gründliche Reinigung vornahm, und dann händigte er das Kleidungsstück der Concierge Vanderstratens ein. Der Chevalier aber mußte zwei volle Monde im Exil verbleiben, denn Simonet war trotz aller Bitten und Besserungsversprechen nicht zur Abkürzung der Frist zu bewegen. Und jetzt ist der Arme selbst aus seiner Abtei verbannt und treibt sich, Gott weiß in welcher uncivilisirten Gegend von Paris herum. Am Ende hat er gar das Schreckliche gethan, ist in den Schooß seiner Familie zurückgekehrt, und ein ordentlicher Mensch, ein †††Bourgeois geworden. Dies letztere dünkt mir wenig wahrscheinlich, und wenn er, von der äußersten Noth getrieben, wirklich eine brotbringende Beschäftigung ergriffen hat, so wird es nicht allzu lange dauern, bis er wieder auf dem Montmartre erscheint, um sein ehemaliges Leben fortzusetzen, denn der Pariser Bohême kann ebensowenig dauernd ein ruhiges und geregeltes Leben führen, wie der Zigeuner, der ihm seinen Namen geliehen hat.

Französische Weihnachten.

Weihnachten ist die Zeit, wo sich die im Auslande weilenden deutschen Junggesellen zusammenthun, um sentimentalen Gedanken nachzuhängen, mit verschleierter Stimme Jugendgeschichten zu erzählen, wobei der dem Deutschen eigenthümliche thränenschwangere Humor zur Geltung kommt, und schließlich mit feuchten Augen und bebenden Tönen zu singen: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i!“ Dazu wird Punsch getrunken und süßes Gebäck gegessen, und am nächsten Morgen wacht man schwermüthig auf und seufzt ob der verschwundenen Jugendzeit und der gegenwärtigen Kopfschmerzen. Denn jeder wahre Deutsche hat das Bedürfniß, mindestens einmal im Jahre das sonst sorgfältig geheim gehaltene Zittern der innersten Herzfasern zu offenbaren, und seit Jahrtausenden ist man übereingekommen, die Zeit der Wintersonnwende als geeigneten Moment zu dieser Prozedur zu bestimmen. Und da der Deutsche im Auslande doppelte Ursache hat, sentimental zu sein, sintemalen ihm nicht nur die Jugend, sondern auch

die Heimath im blauen Schimmer der Erinnerung erscheint, so ist eine deutsche Weihnachtsfeier fern vom Vaterlande fast immer eine sehr wehmüthige und rührselige Geschichte. Wie viele solcher Feiern habe ich schon erlebt: In England und Amerika, im australischen Busche, wo jetzt gerade die Sommerhitze ihren höchsten Grad erreicht, zu Schiff, keine hundert Meilen vom sturmumtosten Kap Horn entfernt, in Sizilien und schließlich hier in Paris. Aber in allen diesen verschiedenen Zonen blieb der Kernpunkt, der die deutsche Weihnachtsfeier im Auslande charakterisirt: das weiche Herz, der lachende Mund und das feuchte Auge.

Für die Pariser hat Weihnachten nicht nur eine festliche, sondern auch eine den meisten Leuten sehr unangenehme Bedeutung, denn Frankreich ist das Land der Trinkgelder par excellence, und Weihnachten ist Zeit der étrennes, der Herbst der Trinkgeldermenschen. O wie wird man im Monate Dezember so gut behandelt in Paris! Der Briefträger, dessen Gesicht man das ganze Jahr über nicht gesehen hat, begnügt sich jetzt nicht mehr damit, die Postsachen unten in der Loge des Concierge abzugeben, sondern steigt höchstselbst die Treppen hinauf, selbst den von Journalisten bevorzugten sechsten Stock nicht scheuend, und bei dieser Gelegenheit erfährt man, daß Zeitungen und Briefe von verschiedenen Boten besorgt werden, daß also zweimal Trinkgeld gegeben werden muß; die Stiefel, die sonst um zehn Uhr Vormittags noch — in Paris geht man spät schlafen und steht dementsprechend spät

auf — ungeputzt vor der Thüre ſtanden, ſind jetzt ſchon um acht blitzblank, blanker als je zuvor; der Concierge, der ſonſt ſchlief wie ein Murmelthier und des Läutens, Klopfens und Schreiens des verſpäteten Hausbewohners nicht achtete, öffnet jetzt die Hausthür, ſobald der Finger des Heimkehrenden den Knopf der Klingel berührt, und ſei es auch zwei oder drei Uhr Morgens; der Stammgaſt im Café braucht jetzt nicht ſechsmal den Kellner zu rufen, ehe er ſein gewohntes Getränk erhält, und im Reſtaurant kommt es jetzt nicht vor, daß der Kellner eine halbe Stunde nach erfolgter Beſtellung dem Gaſte die Mittheilung macht, ihn im Trubel der Geſchäfte vergeſſen zu haben, ein kleiner Scherz, den ſich Speiſekellner mit ihren Stammgäſten zu erlauben pflegen. Dieſe angenehme Gefälligkeit und Aufmerkſamkeit der geſammten dienſtbaren Welt wäre ſehr geeignet, in unſere Herzen nur Gefühle reiner Menſchenliebe aufkommen zu laſſen, wäre es nicht gar zu augenfällig, daß es alle dieſe freundlichen und dienſtfertigen Menſchen auf unſer Portemonnaie abgeſehen haben, und die Wahrnehmung einer ſolchen Abſicht wirkt höchſt verſtimmend auf das Junggeſellengemüth! Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß dieſe ſchöne Zeit, wo unſere Zimmer ſtets aufgeräumt, unſere Bücher ſtets ſtaubfrei, unſere Knöpfe ſtets angenäht und unſere Strümpfe ſtets geſtopft ſind, nur gerade ſo lange dauert, bis unſere ſauer erworbenen Silberlinge in die ſchnöden Hände der Trinkgeldermenſchen übergegangen ſind, worauf der alte Schlendrian von Neuem anhebt.

Da die Weihnachtsfeier eine ausgeſprochene germaniſche Sitte iſt, die nur bei Völkern deutſcher Abſtammung, in Skandinavien, England, Deutſchland u. ſ. w. eingebürgert iſt, ſo hat das franzöſiſche Weihnachtsfeſt faſt nichts Volksthümliches und Charakteriſtiſches. Man putzt weder einen Tannenbaum, noch hängt man einen Miſtelſtrauch auf, noch läßt man ſich den Julklapp zur Thür hineinſchieben. Die Kinder erhalten ihre Geſchenke zu Neujahr, ohne daß es dabei ſo märchenhaft geheimnißvoll zugeht, wie bei unſeren Weihnachtsbeſcheerungen, und das Einzige, was den Weihnachtsabend vor allen anderen Abenden des Jahres auszeichnet, iſt der in vielen Häuſern veranſtaltete Réveillon, ein Feſteſſen, bei dem die Oie de Noël und die Andouillettes die Hauptrollen ſpielen. Auf den Boulevards merkt man die Feſtzeit an den Buden, die von der Place de la République bis zur Madeleine den Verkehr auf den Trottoirs hemmen. Hier werden die mannigfaltigen Spielſachen verkauft, die den Kindern zu Neujahr geſchenkt werden, und das Gedränge, das auf den großen Boulevards zu jeder Zeit außerordentlich iſt, ſpottet in den letzten und erſten Wochen des Jahres jeder Beſchreibung. Denn die Pariſer Trottoirs ſind zwar ſo breit oder breiter als die irgend einer anderen Großſtadt, aber die an den Boulevards gelegenen Cafés und Braſſerien beſtellen die Hälfte des Bürgerſteiges mit Tiſchen und Stühlen, wofür ſie der Stadt eine jährliche Miethe zahlen. Die Hälfte der freien Hälfte wird acht Tage vor Weihnachten von den Buden eingenommen, und ſo bleibt für die Paſ-

ſanten nur der vierte Theil des Trottoirs übrig. Da man aber in Paris nicht, wie in London, Berlin und New-York, auf die Straße geht, um eilends einem Ziele zuzuſtreben, ſondern um zu bummeln und ſich zu amüſiren, ſo ärgert man ſich nicht im Geringſten über dieſe Hinderniſſe, ſondern iſt im Gegentheil deſto vergnügter, jemehr Verkäufer ihr Weſen auf den Boulevards treiben.

Zu gewöhnlichen Zeiten ſind es nur die Schaaren der Zeitungsverkäufer, der fliegenden Buchhändler und der wie rieſige Schildkröten ausſehenden, in zwei Anzeigeſchildern eingeſchachtelten Reklamemänner, die mit ihrem Geſchrei den Boulevardier amüſiren. Da wird der von Patriotismus überſchäumende "Antiprussien" ausgerufen, ein Album nackter Frauengeſtalten, "Le nu au Salon", wird dem Vorübergehenden unter die Naſe gehalten, der anarchiſtiſche "Libertaire" macht den armen reichen Mann erbleichen, und Alles, was überhaupt im Bummelleben zählt, — von den eingefleiſchten Bohèmen des Montmartre und des Quartier latin abgeſehen, die ihre Stadttheile nur bei ganz beſonderen Anläſſen verlaſſen, — drängt ſich am Nachmittag mit der liebenswürdigſten Gemüthlichkeit auf den Trottoirs der Boulevards zuſammen. Jetzt, wo die Boutiquiers die Hälfte des zum Bummeln verwendbaren Platzes beſetzt halten, kommen nicht nur die habituellen Flaneurs am Nachmittag auf die Boulevards, ſondern auch Arbeiter und Angeſtellte, die ſich einen ſolchen Luxus ſonſt nicht geſtatten, finden ſich ein, um die Spielſachen zu beſichtigen und ihre

Einkäufe zu machen. In Folge deſſen giebt es jetzt weniger Platz und mehr Menſchen, und die liebenswürdige und höfliche Art, wie trotz aller bei ſolchem Gedränge unvermeidlichen Stöße und Hühneraugenattentate die Menge ſich in- und auseinanderkeilt, iſt wirklich charakteriſtiſch für die Pariſer.

Und damit hat er noch nicht genug von dem Geſchiebe und Gedränge, ſondern am ſpäten Weihnachtsabend zieht er mit Weib und Kind in die vollgepfropfte Kirche, um der Mitternachtsmeſſe beizuwohnen. Wie alle Großſtädter beſuchen die Pariſer die Kirche weder regelmäßig noch häufig, aber jeder ordentliche Familienvater in Paris hält darauf, daß wenigſtens ein Theil der Familie die Weihnachtsmeſſe anhört. Der andere Theil begnügt ſich mit dem Réveillon.

Was iſt nun eigentlich ein Réveillon? Nach meinen bis jetzt geſammelten Erfahrungen iſt ein Réveillon eine um 11 Uhr Abends beginnende und um ſechs Uhr Morgens aufhörende geſellige Zuſammenkunft von Männlein und Weiblein, wobei Zwiebelſuppe, Truthahn oder Gans, Wurſt und Schinken gegeſſen, allerlei Weine und Schnaps getrunken, außerordentlich viel gelacht, geſchrieen, getanzt, geſprungen und gelärmt wird, und die am Nachmittage darauf einen brummenden Schädel, einen verdorbenen Magen und den reuevollen Wunſch im Herzen zurückläßt, lieber der Mitternachtsmeſſe beigewohnt zu haben, als dem Réveillon. Dieſer Wunſch hindert ſelbſtverſtändlich nicht, daß man im nächſten Jahre das tolle Feſt wieder mitfeiert und womöglich erſt um ſieben Uhr Morgens

heimkehrt, ſtatt wie im Vorjahre eine Stunde früher. Nach dieſem allgemeinen Vermerke ſchreite ich zu dem löblichen Werke, unſeren ſpeziellen Réveillon zu ſchildern, ſo weit ich in meiner gegenwärtigen, in Folge eben dieſes Réveillons etwas nebelhaften Gehirnverfaſſung dazu im Stande bin.

„Unſer“ Réveillon iſt der Réveillon einer Anzahl den Montmartre bewohnenden Junggeſellen, die ſämmtlich durchaus unnütze Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind, d. h. ſtatt Schuhe oder Hoſen, Seife oder Bier zu fabriziren, verderben ſie gute Leinwand, indem ſie bunte Farben daraufſchmieren; oder ſie verwenden die zum Bauen von Fabriken oder Kaſernen weit nützlicher zu gebrauchenden Steine, um ganz zweckloſe Figuren herauszumeißeln; oder ſie verſchwenden die zu Geſchäftsbüchern und Rechnungen ſehr brauchbaren Papier, Federn und Tinte, indem ſie Bücher ſchreiben, deren Blätter zum Einwickeln von allerlei Eßwaaren und zu ſonſtigen unäſthetiſchen Zwecken verwendet werden; oder endlich ſie ärgern ihre Nachbarn, indem ſie um zwei Uhr Morgens aus dem Café heimkehren, um ſich alsbald an das Piano zu ſetzen und das Thema einer Symphonie oder einer Sonate zu ſuchen. Dieſe Geſellſchaft beſchloß einmüthig, einen Rèveillon zu feiern, und mit allen gegen eine Stimme wurde das Atelier des Karrikaturiſten zum Schauplatz des Feſtes auserkoren. Dieſe eine Stimme war zwar gewiſſermaßen die wichtigſte in der Angelegenheit, ſintemalen ſie dem Bewohner des betreffenden Ateliers gehörte, aber daraus machten wir uns nichts, ſondern

ſchritten über den Proteſt weg zur Tagesordnung. Der Karrikaturiſt erhielt den Auftrag, ſeine Räume herzurichten und die nöthigen Speiſen und Getränke zu beſorgen, worauf die Rechnung dann getheilt werden ſollte, und ein mit der Befriedigung der täglichen literariſchen Bedürfniſſe des Publikums ſeinen Unterhalt verdienender Jüngling übernahm die Abfaſſung und Beſtellung der Einladungen. Dieſer Letztere kam ſeiner Pflicht auch getreulich nach, aber als ich am Nachmittag des 24. Dezembers zu dem Karrikaturiſten kam, hatte dieſer Menſch weder für Speiſe noch für Trank, weder für Teller noch Gläſer, weder für Stühle noch für ſonſt etwas geſorgt. Das Einzige, was er zu dem Feſte vorbereitet hatte, war eine zum Aufhängen der Kleidungsſtücke beſtimmte, mit bedeutendem Geſchick in die Wand geſchlagene Nägelreihe, und außerdem hatte er ſämmtliche Staffeleien und die nicht ſehr zahlreichen Möbel in die Ecken geſtellt, um Platz in der Mitte frei zu haben. Auf meine Vorwürfe meinte er ſehr kaltblütig, es ſei noch lang bis 11 Uhr, er habe keine Ahnung, was zu beſtellen ſei, da er die Liſte verloren habe, und wenn er auch die Liſte hätte, ſo könne er doch nichts kaufen, denn er habe kein Geld.

Darauf ergriff ich ohne Beſinnen die Zügel und leitete die Angelegenheit mit einer Umſicht und Thatkraft, die mich beim Zurückdenken jetzt ſelbſt in Erſtaunen ſetzt. Den Karrikaturiſten ſchickte ich unverweilt in ein Klaviergeſchäft, um ein Piano für den Abend zu leihen, denn es ſollte doch getanzt werden, und dann ſuchte ich meine in ſolchen Dingen ungemein

bewanderte femme de ménage auf, erklärte ihr den Fall und erſuchte ſie, alles Nöthige einzukaufen und die Bereitung des Soupers u. ſ. w. zu überwachen. Dieſe praktiſche Frau verlangte mir vorläufig fünfzig Franken ab, was meinen Eifer um ein Erkleckliches abkühlte, und ging dann an's Werk, während ich in unſerem Stammreſtaurant Teller, Gläſer, Meſſer und Gabeln pumpte und dann wieder in das Atelier zurückkehrte, um aus Kiſten und Brettern Sitze herzuſtellen. Zum Glück kam der Muſiker um ſechs Uhr Abends und unterſtützte mich ſowohl bei dieſer Arbeit, als auch beſonders in einem heftigen Kampfe mit den Männern, die das Klavier brachten und ſich weigerten, es die Treppe hinaufzutragen. Als dieſer Sieg erfochten war, kam auch der Karrikaturiſt und gleich darauf die femme de ménage, begleitet von zwei Jungen, und alle drei keuchend unter der Laſt der Lebensmittel. Kurz und gut, nach Wegräumung einiger kleiner Hinderniſſe kam die Sache in guten Fluß, und Alles war in ſchönſter Ordnung, als die Gaſtgeber und die Gäſte ſich zwiſchen elf und zwölf Uhr einfanden.

Unſere Geſellſchaft war ſo kosmopolitiſch, wie man es nur wünſchen kann: wir hatten ſieben Franzoſen, zwei Deutſche, einen Schweden, einen Amerikaner, einen Italiener und einen Belgier, und von den Damen entſtammten vier franzöſiſchem, zwei italieniſchem und eine ſpaniſchem Boden, wobei ich meine femme de ménage, die Elſäſſerin iſt, nicht mitzähle. Wie wir uns die Zeit vertrieben, brauche ich nicht zu erzählen, denn das iſt bei ſo luſtiger Geſellſchaft in der ganzen

Welt immer dieſelbe Geſchichte. Als charakteriſtiſche Beobachtungen theile ich mit, daß die Franzoſen am meiſten tanzten, die Deutſchen am meiſten tranken, der Belgier nicht vom Piano wich, der Schwede ſechs Stunden lang ohne Aufhören Liebeserklärungen machte, die letzte halbe Stunde der mit einem türkiſchen Frauenkoſtüm bekleideten Gliederpuppe in's Ohr, der Italiener ſchweigſam und ernſt in einer Ecke ſaß, und daß der Amerikaner um vier Uhr Morgens eine Rede über die Monroe-Doktrin begann, die uns dazu veranlaßte, ihn in einen Teppich zu rollen und in die Ecke zu ſtellen. Desgleichen mußte eine halbe Stunde ſpäter ein aus der Normandie gebürtiger Maler mit einem Handtuche und einer Fechtmaske geknebelt werden, weil er darauf beſtand, ein mit dem Refrain "Berninguette, Berningot" ausklingendes Lied mit ſo unbarmherziger Stimme zu brüllen, daß die Erſchütterung ein Paſtell ruinirte. Beſondere Aufregung verurſachte das Benehmen des Italieners, der fünf Stunden lang wortlos und ſchwermüthig in einer Ecke geſeſſen hatte, ſich aber gegen fünf Uhr Morgens plötzlich erhob und mit weinerlicher Stimme zu ſingen begann: Vorrei bacciar i tuoi capelli neri! Die Spanierin, der dieſe Worte galten, hielt dem Sänger ohne Weiteres ihren Kopf hin und verhütete auf dieſe einfache Weiſe ein aus weiterem Singen vielleicht entſtandenes Unglück. Kurz, es war ſehr luſtig und hübſch, aber eine deutſche Weihnachtsfeier iſt doch eine andere Sache!

Auf dem Lande.

Im Sommer, wenn ihm die Sonnengluth die Augen blendet und den Absinth in eine lauwarme Brühe verwandelt, wenn der Straßenstaub den Aufenthalt vor den Cafés der Boulevards ungemüthlich macht, während im Innern die Stickluft drückt, dann denkt der Pariser an das Land mit seinem grünen Schatten, seinen plätschernden Wassern und seinen erfrischenden Winden, und schließlich spricht er das Wort aus, das die Gattin schon längst erwartete: Allons à la campagne! Die Campagne ist ein dehnbarer Begriff in Paris, denn sie umfaßt so ziemlich die ganze Welt, in deren Mitte das Seinebabel erbaut ist. Der Eine geht in die Campagne nach England, Holland, die Schweiz oder Deutschland, der Andere läßt sich mit der Normandie oder der Bretagne begnügen, und des Dritten Wünsche schweifen nicht weiter als bis St. Cloud, Meudon, Vaucresson oder sonst einen im Weichbilde der Stadt gelegenen Ort. Der entscheidende Punkt bei der Wahl ist wie bei so vielem andern der Geldbeutel. Die

reichen Leute gehen in die Seebäder, nach Oſtende, Havre oder Trouville im Norden, oder nach Biarritz und San Sebaſtian im Süden; die Maler ziehen in die Bretagne oder die Normandie, wo im Sommer ganze Künſtlercolonien anzutreffen ſind, und wo man mit dem Gelde, das man in Paris in einer Woche ausgiebt, einen Monat lang leben kann; die Geſchäftsleute, die Paris nicht auf längere Zeit verlaſſen können, niſten ſich in der Umgegend ein, von wo ſie die Bahn in anderthalb Stunden nach der Stadt bringt; wem der Geldbeutel auch das nicht geſtattet, der ſetzt ſich am Sonntag auf den Dampfer, fährt die Seine hinunter nach Auteuil, nach Mendon oder nach St. Cloud und bildet ſich ein, tauſend Meilen von dem Staube, dem Rauch und dem Lärm der Großſtadt entfernt zu ſein.

Der Kleinbürger aber zieht mit Kind und Kegel, wohl mit Eß- und Trinkbarem ausgerüſtet, hinaus in den Park von La Muette oder in das Bois de Boulogne und hält dort vergnügt ſeine gardenparty ab, wobei es jedenfalls luſtiger zugeht als bei den gleichnamigen Feſten in den Gärten der Elyſée. Bürgersleute von excluſiven Gelüſten, die ihre Campagne für ſich allein haben wollen, miethen ſich für den Sommer eins der kleinen Gärtchen, die das weiter und weiter heranrückende Häuſermeer noch nicht verſchlungen hat, und halten allſonntäglich feſtliche Einkehr oben auf dem Montmartre, deſſen höchſte Abhänge in wohnzimmergroße Stückchen eingetheilt und mit allerlei Bäumen und Sträuchern bepflanzt ſind. Ein ſolches Gärtchen

koſtet nicht viel und jeder ordentliche Handwerksmann und Krämer kann in Paris ſeinen Privatpark haben, worin er ſich mit ein paar Brettern ein Dach gegen Sonne und Regen herrichtet und der Blumenzucht und dem Gemüſebau obliegt. Und welches Vergnügen iſt größer für den Großſtädter als das, eine im eignen Grund und Boden gewachſene Kartoffel eſſen zu können. Dem kommt höchſtens der ſelbſtgefangene Fiſch gleich, und in Folge deſſen giebt es in Paris eine ganze Armee von Anglern, deren Sonntagsvergnügen darin beſteht, zwölf Stunden lang bewegungs- und lautlos am Seineufer zu ſtehen und die armen Fiſchlein auf den Haken zu locken.

So luſtig es auf dem Montmartre herzugehen pflegt, ſehnt man ſich doch mitunter hinaus ins Grüne, und ich ſtimmte daher ſofort freudig ein, als einer meiner Freunde beim déjeuner den Vorſchlag machte, zur Abwechslung einmal in der Campagne zu diniren. Jetzt handelte es ſich nur noch um den Ort, und in dieſer Beziehung hat man in Paris, deſſen Umgegend ſo viele reizende Punkte aufzuweiſen hat, ſehr an embarras de richesse zu leiden. Ein Dutzend Plätze wurden vorgeſchlagen und verworfen: theils war es zu weit dahin, theils zu theuer, theils zu überlaufen, theils zu einſam. Schließlich drang Fanny, die Muſette, welche unſere frugalen Gaſtmähler durch ihre Anweſenheit ziert und verſchönt, mit dem Vorſchlage durch: Si nous allions tout simplement diner aux Assassins, ça serait rigolo! Im erſten Augenblick fand ich den Plan, bei den Mördern zu eſſen, gar nicht ſo komiſch,

wie Fräulein Fanny voraussagte; da sich aber keine Opposition erhob, fügte ich mich still und fand mich um sieben Uhr Abends pünktlich zum Rendez-vous im Atelier L's ein, von wo der Ausmarsch stattfinden sollte.

Meine leinwandfärbenden und thonknetenden Freunde hatten die kluge Idee gehabt, das belebende Element, das zu solchen Ausflügen gehört wie Essig und Oel zu Salat, das weibliche Geschlecht nämlich, nicht zu vergessen und außer unserer Kamerädin Fanny hatten sich drei junge, hübsche und lustige Damen eingestellt, eine davon die ungesetzliche Gattin unseres Freundes, des Historienmalers, die anderen beiden Modelle. Die Eheverhältnisse auf dem Montmartre haben sehr viel Aehnlichkeit mit den matrimoniellen Zuständen auf den australischen Goldfeldern, wo man ebenfalls nur höchst selten ein kirchlich und standesamtlich getrautes Paar antrifft. Eine solche ohne Ceremonien eingegangene Ehe hat den nicht zu gering anzuschlagenden Vortheil, daß es auch zu ihrer Lösung keiner langen Verhandlungen und Prozesse bedarf. Trotzdem sind diese Verbindungen häufig ebenso dauerhaft, wie die nach allen Regeln der Sitte und des guten Anstandes unter Eid und Siegel bestätigten Ehen, und in Paris, wo es mit der ehelichen Treue nicht weit her ist, bietet ein derartiges freies Verhältniß beiden Gatten größere Garantieen als eine. nur sehr schwer zu scheidende Ehe.

Wir stiegen den Berg hinauf, passirten die alte Windmühle de la Galete und liefen auf der anderen Seite, wo einige Häuser und viele Gärten den Abhang

ſchmücken, hinunter, bis wir an den alten, ſeit vielen Jahren nicht mehr benutzten Kirchhof Saint-Vincent kamen. Dieſem Kirchhofe, der an Lenau's „Mitten in der Maiennacht lag ein Kirchhof innen" erinnert, gegenüber ſteht ein kleines Häuschen mit Veranda, und auf einem großen Schilde iſt zu leſen: "Aux Assassins". Die Mauer enthält außerdem noch allerlei Inſchriften, ſo z. B. die auf den Todesacker bezüglichen Worte: "Ici on est mieux que vis-à-vis." Der Empfang, der uns in dieſer Schenke zu Theil wurde, war gerade nicht ſehr höflich: auf unſere Frage, ob es etwas zu eſſen gäbe, antwortete der Wirth mit einer ſolchen Fluth von Flüchen und Schimpfworten, daß ich erſchrocken zurückfuhr.

„Hol' Euch der Henker!" ſchrie er und ſchlug mit der Fauſt auf den unter der Veranda ſtehenden wackligen Holztiſch, „meint Ihr alten Kameele vielleicht, Ihr brauchtet nur Euere ſchmutzigen Fratzen zu zeigen, um mit Champagner und Auſtern bewirthet zu werden. Macht, daß Ihr fortkommt und füllt Euch anderswo die Bäuche, hier giebt's Nichts!"

In Parantheſe bemerke ich, daß ich die ſtärkſten Kraftworte weggelaſſen und die ganze Rede bedeutend gemildert habe, um ſie nur überhaupt wiederholen zu können. Halb verblüfft, halb zornig hörte ich zu, ehe ich aber Zeit hatte, meiner Entrüſtung Worte zu verleihen, merkte ich, daß dieſes ſonderbare Willkommen zu den Eigenthümlichkeiten des Hauſes gehörte, denn meine Genoſſen ließen ſich nicht irre machen, belegten den Tiſch, holten Stühle aus dem Hauſe und ſagten

dem Wütherich in demſelben Argot, womit er uns begrüßt hatte, was wir zu eſſen wünſchten. Die Eßwaaren mußten erſt vom Fleiſcher, Gemüſehändler u. ſ. w. geholt werden, denn die Mörderſchenke iſt kein regelmäßiges Reſtaurant, und unterdeſſen vertrieben wir uns die Zeit, indem wir uns im auserleſenſten Franzöſiſch der Gaſſe mit dem Wirthe und zwei in Küche und Wirthsſtube hantirenden weiblichen Weſen unterhielten. Leider konnte ich dabei nur eine beobachtende Rolle ſpielen, denn meine Kenntniſſe im franzöſiſchen slang ſind vorläufig noch ſehr unbedeutend.

Endlich war alles fertig, und wir ſetzten uns zu Tiſch. Nichts könnte das innere Weſen der Pariſer Bohême beſſer charakteriſiren als dieſe laute Luſt und lärmende Fröhlichkeit Angeſichts der Cypreſſen und Leichenſteine, denn dem tollen Treiben der Bohême liegt faſt ſtets ein melancholiſcher, peſſimiſtiſcher Zug zu Grunde. Der Pariſer Bohême iſt gemeiniglich ein Mann, der nach vielen geſcheiterten Plänen und Hoffnungen zum Schluſſe gekommen iſt, daß das Leben zu kurz iſt zu Kämpfen und Mühen, und daß es ſich beſſer lohnt, die fliehende Stunde in Liebe und Luſt zu verbringen. Und da wir ſämmtlich zu den Mördern gekommen waren, um fröhlich zu ſein, ſo ſtörte uns der Friedhof mit ſeinen Wohnungen wenig; nach dem Eſſen gingen wir hinein in den Saal, Jemand ſetzte ſich ans Klavier, und wir arrangirten einen Ball, wobei die erſtaunlichſten choreutiſchen Kunſtſtücke gemacht wurden. Wer nicht tanzte, der begleitete den Pianiſten mit allen möglichen improviſirten Inſtrumenten, und

wer keinen Trichter zum Trompeten und keinen Blechtopf zum Trommeln fand, der klatschte in die Hände, stampfte mit den Füßen, bellte wie ein Hund, miaute wie eine Katze, wieherte wie ein Pferd oder brüllte wie ein Löwe. Und da all dieser Lärm uns noch nicht genügte, stieg eine Deputation hinab zum nächsten Krämer und erstand eine Portion Knallfeuerwerk, die wir zum Jubel der auf der Straße versammelten Jugend und zum Aerger zweier Polizisten, die wir mit Cigarren und Wein beschwichtigten, abbrannten. Dies dauerte lange bis nach Mitternacht, und als ich am nächsten Tage erwachte, war ich müde wie ein gehetzter Fuchs und heiser wie eine verwittwete Nachteule. Das kommt davon, wenn man zu den Mördern „aufs Land" geht.

„Diesmal aber wirklich auf's Land!" sagte ich mit Nachdruck, als eine Woche später an der Frühstückstafel wiederum der Vorschlag gemacht wurde, einen Ausflug zu machen. Und dann begann wieder ein langes Erwägen des Zieles, das wahrscheinlich zu demselben Ergebniß geführt hätte wie acht Tage vorher, wenn ich nicht schließlich mit ungemeinem Aufwande von Energie einen Kutscher angerufen und die Gesellschaft zum Einsteigen gezwungen hätte. Beim Einsteigen offenbarte sich wiederum eine Klippe, die unser Vorhaben bedrohte, denn wir waren sechs, und in einer Pariser Lohnkutsche ist bequem Platz für zwei, weniger bequem für drei. Die Gesellschaft zu theilen, hätte am Ende das Unternehmen gefährdet und sicherlich der allgemeinen Lustigkeit Eintrag gethan. Als vielgereister

erfahrener Mann beſchaute ich mir prüfend das Gefährt und ſchaffte Rath. In den für zwei Perſonen beſtimmten Rückſitz kamen die beiden Damen und zwiſchen die beiden klemmte ſich der Carricaturiſt. Auf dem nur als Nothbehelf dienenden und für eine Perſon berechneten Klappſitz ſchmiegten ſich der Bildhauer und der Hiſtorienmaler eng aneinander, und dann kletterte ich auf den Bock und nahm Platz neben dem Kutſcher. Der Nutzloſigkeit und Gefährlichkeit des Rathſchlagens eingedenk, übernahm ich nun dictatoriſch die Leitung der Expedition und gab dem Roſſelenker Befehl, nach St. Cloud zu fahren.

Dieſe Geſchichte trug ſich an einem Sonntage zu, und ſomit waren Straßen und Gärten von frohen Menſchenkindern belebt, und ſcherzende Begrüßungen flogen hinüber und herüber. Als wir durch das Thor von La Muette in das Wäldchen von Boulogne einfuhren, ſah es hier aus, als ob ganz Paris ſich zum Picnic herausgemacht hätte. Man ſah mehr Menſchen als Bäume, und aus den grünen Tiefen hervor erſchallte das Jauchzen und Lachen der Ausflügler. Ueberall ſaßen ſie im Schatten der Bäume auf dem grünen Raſenteppich gruppenweiſe zuſammen, hatten Eßkörbe und Packete ausgekramt und ſahen alleſammt ſo luſtig und zufrieden aus, als ob die ganze Welt ein Bois de Boulogne, das ganze Jahr ein Sommer und die ganze Woche ein Sonntag wäre. Alle Wege im Parke wimmelten von fröhlichen Menſchen beiderlei Geſchlechts, die zu Fuß und zu Wagen, zu Roß und vor Allem zu Zweirad den ſteinernen Gefängniſſen der großen Stadt

entflohen, um ſich gütlich zu thun an Waldesſchatten und Laubgrün, an friſcher Luft und ländlicher Freiheit. Das Stahlroß mit den Gummihufen ſchleppt allſonntäglich ganze Armeen von Pariſern und Pariſerinnen in die Umgegend, und man kann im Walde von Meudon, von Marly oder von St. Germain keine fünfzehn Minuten träumend unter dem grünen Laubdach hinſchlendern und dem Waldesrauſchen und Vögelſingen lauſchen, ohne plötzlich durch die ſchrille Schelle eines daherſauſenden Zweiradfahrers aus ſeinem Sinnen aufgeſchreckt zu werden. Durch das Ueberhandnehmen dieſes Sports iſt die Kniehoſe bei Herren und Damen dermaßen in die Mode gekommen, daß eine Anzahl von demi-mondaines, die niemals auf einem Velociped geſeſſen haben, die Weiberröcke verabſchiedet und Hoſen angelegt haben. Im Anfang nahm man wenigſtens dadurch Rückſicht auf gute Sitte, ſchönen Anſtand und löbliches Herkommen, daß man die Unterſchenkel in dicken wollenen Strümpfen barg, aber jetzt kann man Damen in Paris ſehen, deren Unterſchenkel nur von ganz kurzen und dünnen Socken bekleidet ſind, welche eine Handbreit über den Knöcheln aufhören und die Wade bis zum Knie, wo die Hoſe einſetzt, völlig unverhüllt laſſen. Die Entwicklung des Radcoſtüms iſt offenbar noch nicht zu Ende und die tugendhaften Staatsbürger können ſich auf allerlei gefaßt machen.

Wir rollten durch das Wäldchen und kamen hinaus ins Freie, wo zwiſchen dem Bois und der Seine reiche Leute ihre anmuthigen Landhäuſer inmitten prächtiger Gärten errichtet haben. Wie das ſo Sitte iſt bei dem

unnützen Volke der Künstler und Poeten, schimpften wir erklecklich auf villenbesitzende Bonzen und Nababe, wünschten uns an ihre Stelle, und ein Jeder suchte sich das Haus und den Garten heraus, die ihm für sein Gemüth am passendsten schienen. Und dann rasselten wir über die Brücke, der Kutscher hielt auf einem großen, freien Platze, der rings von Cafés und Restaurants umgeben ist, und wir stiegen aus und streckten die steifgewordenen Glieder. Der Rosselenker dankte Gott, daß sein Gefährt trotz mehrmaligen bedenklichen Krachens nicht unter der überschweren Last zusammengebrochen war, und rührte dadurch die Herzen zu einem besondern Trinkgeld. Darnach wurde einstimmig beschlossen, uns auf die Terasse eines Cafés zu setzen, um uns von der Fahrt zu erholen. Eine Terasse ist in Paris kein erhöhter Platz, zu dem man mühsam ein paar Treppen hinanklimmen muß, sondern heißt hier der Theil des Trottoirs, den der Wirth mit Tischen und Stühlen bestellt und so in eine Vorhalle seines Lokals verwandelt.

Auf der Terrasse von St. Cloud ging das Berathen wieder los, dauerte aber glücklicherweise nicht sehr lange, denn man war einig, daß der schöne Nachmittag unbedingt im Parke zugebracht werden müsse. Also wandelten wir unter den herrlichen Bäumen hin gen Ville d'Avray, wo sich im Sommer die Landschaftsmaler rudelweise einnisten, seit Corot die Teiche und Wälder der Umgegend in unsterblichen Farbengedichten festgehalten hat. Der Wald ist da zum Sinnen und Träumen, wenn man allein, zum Kosen

und Herzen, wenn man zu zweien iſt, und zum Jauchzen und Singen, wenn man ihn mit einer luſtigen Schaar durchzieht. Demgemäß ſangen und jauchzten wir, liefen außerdem um die Wette, ſprangen über umgefallene Bäume und große Steine, warfen mit Steinen nach allerlei Zielen, die wir nie trafen, ärgerten ein paar friedliche Angler, die mäuschenſtill am Teiche ſtanden und Beute zu erhaſchen ſuchten, indem wir durch Geſchrei und Steinwürfe die ſtummen Bewohner des Teiches erſchreckten und verjagten, und thaten ſonſt noch ungefähr alles, was man zu thun pflegt, wenn man zwölf Jahre alt iſt und keine Schule hat. Um das Programm zu vervollſtändigen, kletterte der Carricaturiſt auf einen Baum und zerriß ſich die Hoſen in ſo läſterlicher Weiſe, daß die beiden Damen ſich ſämmtlicher verfügbaren Stecknadeln berauben mußten, um das Schisma nur einigermaßen zu curiren. Als wir uns ausgetobt hatten, ſetzten wir uns auf das weiche Moos, die Mädchen flochten Kränze von Eichenblättern, und wir ſimulirten über die Schlechtigkeit der Welt, die mit ſo geringer Veränderung ſo ſchön ſein könnte.

Dies dauerte eine geraume Weile, und dann liefen wir wieder den Weg hinunter nach St. Cloud, wo wir zu ſpeiſen gedachten. Der große Platz iſt Abends zur Hälfte mit Tiſchen und Sitzen angefüllt und in vier verſchiedenen Wirthſchaften ſpielen vier verſchiedene Kapellen vier verſchiedene Muſikſtücke, ſämmtlich zu gleicher Zeit. Unter den Klängen dieſer überaus harmoniſchen und ungemein melodiereichen Tafelmuſik ſetzten

wir uns nieder und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle, d. h. gar zu lecker war die Geſchichte nicht, denn die Bauernfängerei in den bei Paris gelegenen Ausflugszielen iſt groß, und man wird in den allermeiſten Fällen gezwungen, das im Walde genoſſene Vergnügen im Wirthshauſe zu bezahlen. Heimwärts ging es erſt nach Mitternacht mit der Eiſenbahn, und die Fahrt auf dem mit vergnügten Leuten angefüllten Zuge war ein durchaus nicht unangenehmer Abſchluß unſeres Ausfluges, denn Männlein und Weiblein waren luſtig und ſaßen eng beiſammen, und die trübſelige Beleuchtung war der amoroſen Stimmung ſehr günſtig.

Im Verlage von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M. sind ferner erschienen:

Eine Frühlingsfahrt durch Italien nach Tunis und Algerien.

Von
Adalbert v. Majersky.
Mit 4 Chromo- und
15 Crayondruck-Tafeln,
22 Vollbildern und
12 Textabbildungen nach
photographischen Originalaufnahmen.

Preis
in elegantem Originalband
Mk. 15.—.

Der hocheleganten stattlichen Band ist durch sein reizendes Aeußere so augenfällig, daß jeder Buchliebhaber sofort nach ihm greifen wird, auch wenn er unter Hunderten von Büchern auf dem Weihnachtstisch im Buchladen liegen sollte. Das Aeußere entspricht seiner inneren künstlerischen Ausstattung und seinem literarischen Werk. Der bekannte Dichter und Schriftsteller Adalbert v. Majersky hat mit seiner jungen Gattin eine interessante Reise durch Italien nach dem noch wenig bekannten Tunis und Algerien gemacht. Der Verfasser ist mit einem offenen Blick und mit einem für alles Schöne und Erhabene empfänglichen Herzen gereist. Gemüt und Poesie waren seine Reisemarschälle und Humor und ein gesunder Optimismus seine ständigen Reisebegleiter, und da er den Bädeker klüger Weise daheim gelassen, und also auch nicht in Versuchung kam, die Länge irgend eines Tunnels, Geschichte und Bauart irgend eines antiken Tempels, Fiaker- und sanftige Fahrpreise zu verzeichnen, sondern nur Selbstgesehenes, Selbsterlebtes unter dem unmittelbaren Eindruck niederschrieb, so ist ein recht eigenartiges fesselndes Buch entstanden, für das wir ihm von Herzen dankbar sind. Das sprudelt alles so echt und frisch und mit jenem entzückenden Freimut, der die Schwächen und Gebrechen von Personen und Einrichtungen nicht schont, weil der Verfasser weiß, das die öffentliche Behandlung ein Universalmittel jedes frivolen Schadens ist. Auf Einzelheiten des fesselnden Inhalts einzugehen, verbietet uns der Raum. **Die Lektüre der „Frühlingsfahrt" wird in Wahrheit zu einer Frühlingsfahrt für Herz und Gemüt** und wir können unseren Lesern und Leserinnen nur raten, den stattlichen Band auf den Salontisch zu legen, denn schon die Vertiefung in den überaus reichen künstlerischen Bilderschmuck wird zu einer Quelle reinen ästhetischen Genusses.

Leipziger Tageblatt 1897, Nr. 569.

Aus grauer Vorzeit. Sechs Erzählungen von Franz Weber.

Geheftet Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50.

„. . . Weber überragt unsere modernen Lyriker und Epiker um mehr als Haupteslänge, er ist unter vielen Berufenen ein wirklich Auserwählter."

Wochenrundschau.

Woraus sie tranken.

Feuchtfröhliche Verse v. E. Vogel, illustr. v. R. Pichler.

Elegant broschirt Mk. 5.—. Gebunden Mk. 7.50.

Bei den Freunden eines guten Trunkes und den Liebhabern und Sammlern alter Trinkgefässe wird ein vornehm ausgestattetes Buch viel Vergnügen bereiten, welches vor kurzem im Verlage der Gebrüder Knauer zu Frankfurt a. M. erschienen ist und das sich betitelt: **„Woraus sie tranken, Feuchtfröhliche Verse von E. Vogel zu keramischen Bildern von R. Pichler."** Vogel schildert in seinen feuchtfröhlichen humoristischen Versen den Trinkbrauch der einzelnen Völker. Mit den prähistorischen Pfahlbaubewohnern beginnt er, geht dann über zu den Aegyptern, Kelten, Griechen, Römern, der Ritterzeit des frühen Mittelalters bis zu den reichen Bürgerkreisen der Reformationszeit und den staunenswerten Zechgelagen der immer durstigen Landsknechte. R. Pichler hat zu den einzelnen Versen wohlgelungene Zeichnungen der verschiedenen Gefäßformen und Trinkgelage geliefert. Sehr geschickt hat er sich im Charakter der Zeichnung, besonders der reichen, in kräftigen und sicheren Linien gezeichneten Ornamentik dem Stil des betreffenden Zeitalters angepaßt. **Gerade diese Ornamentirung,** in der der Zeichner außer Pflanzen und menschlichen Figuren auch die Gefäße selbst, sowie Aexte, Urnen, Hausgeräte aller Art verwendet, ist künstlerisch von großem Reiz.

Lpz. Illustr. Ztg. Nr 2839. 1897.

Poins, Meine Verse.

Mit einem Vorwort v. Rudolf Presber.

Preis Mk. 2.—.

„. . . Manchmal weiß man wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über dieses Poinsen Verstalent, oder über sein Talent, doch tragischen Dingen eine sehr lustige Seite abzugewinnen und sie witzig zu beleuchten. . . "

Wiesbadener Tagesblatt 1896, Nr. 504.

Genzianen und Karolinen.

Ein Spaziergang durch die Eifelberge.

Von Hermann Kubel. Preis Mk. 1.80.

„. . . Solch ein Buch kann nur ein origineller Mensch schreiben, ein Idealist der zugleich verbissen ist, ein Naturfreund, der Künstler ist, ein Maler eigener Schule und ein Junggeselle eingefleischter Art. — Selten habe ich Prosa so meistern sehen. . . . "

Straßburger Post.

Taunusmärchen.

Von **Caroline Thevenot.**

Preis eleg. geb. M. 3.—.

„. . . Ein feines Büchlein in schmuckem Gewande . . . . Es bringt keine Kindermärchen, sondern lustige, duftige Bildchen voll Poesie und Naturgenuß, so wie sie dem sinnenden Gemüthe eines poetischen Menschenkindes entsprießen, das froh und glücklich durch die Wälder streift, Bergeshöhen ersteigt und träumend ruht im tiefen Thal am Bachesrand. Da werden die Vöglein belauscht und das ganze menschliche Fühlen und Trachten, Streben und Ringen wird übertragen in das Leben der kleinen, gefiederten Sänger . . . . . "

Dr. H. Hoppe.

Bunte Reihe.

Ein Geschichtenbuch.

Von Moritz Goldschmidt.

Zwei Bände à M. 1.50.

„. . . Der Verfasser fabuliert in liebenswürdiger flotter Weise bald über Dieses, bald über Jenes, bald mit lebhaft moralischer Tendenz, bald mit übermüthigem Humor. Ueberall aber treffen wir auf einen nicht gewöhnlichen Inhalt und eine gereifte Lebensanschauung. Es sind Geschichten, die so recht geschrieben sind, immer den Leser in seinen Mußestunden zu unterhalten, nicht nur zu zerstreuen, sondern auch anzuregen. Möge das Buch eine recht weite Verbreitung finden."

Hamburger Fremdenblatt.

32101 067515419

Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Library
32101 067515419